UC-NRLF
$B 546 011
DQ
36
08
Digitized by Google

Stadtrath Friedel,

H. 97755

5/8

Digitized by Google

Digitized by Google

Neue
New historical pictures of
Culturhistorische Bilder
Switzerland
aus der Schweiz

von

Eduard Osenbrüggen,
Professor in Zürich.

Leipzig,
Druck und Verlag der Roßberg'schen Buchhandlung.
1864.

Digitized by Google

DQ36
80

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Vorwort.

Meine Art zu wandern und das „Erwanderte“ darzustellen, hat Beifall gefunden, und wie ich nach angestrengter Arbeit wieder wandern mußte, weil mir das Blinken der Schneegipfel keine Ruhe ließ und meine Phantasie in die heimeligen Thäler dahinter führte, so konnte ich auch der Versuchung, meine neuen Reisebilder zu zeichnen, nicht widerstehen. Indem ich dieselben veröffentliche, habe ich keinen höhern Wunsch, als daß ihnen dieselbe freundliche Aufnahme zu Theil werde, welche ihre Vorgänger fanden. Ich habe vielen wohlwollenden Berichterstattern über das erste Bändchen zu danken, besonders aber, weil ich nicht erwarten konnte, daß mein deutsches Büchlein auch den Franzosen gefallen werde, dem Herrn Véron-Réville, conseiller à la cour impériale de Colmar, der unter dem Titel „Tableaux historiques de la vie sociale en Suisse“ den größeren Theil meiner Schil-

M109804

Digitized by Google

derungen überſetzt oder vielmehr, wie es der Geiſt der franzöſiſchen Sprache verlangte, ſehr fein metamorphoſirt hat.

In den Ländern um den Vierwaldſtätterſee durfte ich hoffen, noch manches für meine culturhiſtoriſchen Zwecke und lebende Rechtsalterthümer zu finden und ich bin darin nicht getäuſcht worden. Ich entdeckte mir Gerſau und traf in Uri auf Einrichtungen und Zuſtände, die mit dem ſocialen Leben in anderen Theilen der Schweiz verglichen, recht primitiv erſcheinen, Ueberliefertes von den Urvätern, um das man die Urner beneiden kann, aber auch Anachronismen in der raſchen Culturſtrömung der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Noch iſt in den Bergcantonen der Schweiz reichlicher Stoff für den, der ein Auge hat für Volkseigenthümlichkeiten, aber was von Jahrhunderten unberührt geblieben iſt, werden jetzt Jahrzehende umgeſtalten und da lohnt es ſich zu beobachten, dieweil es noch Zeit iſt. Wir kennen ja die Geſchichte von den ſibylliniſchen Büchern.

Digitized by Google

I.

Das Wäggithal.

„Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen," die Zeit, wo auch der ruhigste Bürger von Unruhe und Wanderlust ergriffen und von der Poesie angehaucht wird, welche der Wonnemonat über die Welt ausgeschüttet hat. Der Züricher schaut über seinen blauken See hinauf zu den waldumkränzten Höhen und zu dem in hehrer Majestät prangenden Panorama der Schneeberge und die Frage ist: Wohin? Kann es schon mit dem Rigi, der regina montium, versucht werden oder ist ein stilles „Thal bei armen Hirten" vorzuziehen. Bei dem Embarras de richesse, wo die Natur so freigebig ist, könnte man auf die originelle Reisemethode des Eremiten von Gauting verfallen, der seinen Neufundländer über das Reiseziel entscheiden ließ. Er schrieb die Namen einiger Länder, die er noch nicht kannte, Aegypten, Algier, Canada, Persien, auf Papierstreifen und warf diese im Zimmer aus, so daß der Hund den ersten besten zu apportiren hatte. Ich traf den seltsamen Reisekauz einst in Rußland, als er, mit dem persischen Sonnenorden geschmückt, aus Persien zurückkehrte und wieder in sein heimatliches Baierland zog, wo ihn aber bald von

Digitized by Google

Neuem die unbändige Reiselust erfaßte, welche er in seine Devise geformt hatte: „Laßt mi aus! Laßt mi aus!"

Laßt mi aus! sagte auch ich, als Pfingsten heranrückte. Der Frühling, welcher rechtzeitig bei uns eingekehrt war, machte schon dem Sommer Platz, die Poesie der Blüthenpracht war in das Stadium der Entwickelung zum Realen getreten, die jungfräuliche grüne, mit goldenen Blumen durchwirkte Decke der Wiesen wurde ein Opfer für die Erwerbzwecke der Menschen, der junge Lenz war in die Alpenthäler gezogen, sich kühn heranwagend an das Reich des ewigen Winters. Ihm nachzuziehen entschloß ich mich, um ihn noch einmal auf schönen Auen zu begrüßen und wählte ein Thal, das von Zürich in wenigen Stunden so leicht zu erreichen und doch noch so wenig gekannt ist: das Wäggithal im Lande Schwyz.

Von Lachen, wohin das Dampfschiff auf den Boden des Cantons Schwyz führt, geht eine schnurgerade Straße, der Anfang der früher weit mehr frequentirten Fahrstraße durch die March nach Glarus, über Galgenen auf Siebenen. Ich zog es vor, unter der Leitung eines Freundes einen Seitenweg durch grüne, reichlich mit Obstbäumen besetzte Wiesen einzuschlagen, auf dem man auch in einer Stunde bequem an das nächste Ziel gelangt. Da die Zeit gar nicht drängte, traten wir unterwegs in die kleine, mitten im Grün gelegene Kapelle des St. Jost. Mir war dieser Heilige bis dahin unbekannt, aber Freskogemälde mit Unterschriften versehen führen das Leben des heiligen Mannes vor Augen. Die Malerei und die Dichtkunst in den

Digitized by Google

gereimten Unterschriften der Lebensbilder sind ganz conform und die Orthographie ist äußerst kühn, wie einige Proben zeigen mögen:

„Verner ehr in ein wildi floch,
6 Bar Hüener ehr dort ehr zog.

Ein adler im den guli*) nam
St. Jost machts Crütz und widerkam.

Gott dätt mit St. Jost grosf wunder,
D' Fögel und d' Fisch spist er besunder."

Warme, weiche Gewitterluft umfing uns, als wir aus der Kapelle heraustraten; das Landschaftsbild hatte dadurch die halbe Beleuchtung und den unbestimmten Farbenton, an den bewaldeten Höhen zur Rechten in's Violet übergehend, der dem Auge wohl thun würde, wenn er nur nicht eine regnerische Zukunft in Aussicht stellte. Aber der Mensch hofft, was er wünscht, und am Vorabend des Pfingstfestes gibt es viele hoffende Menschen. Mit der Hoffnung, daß sich das Gewölk in der Nacht entladen werde, traten wir in Siebenen ein, allein die Sonne kam nicht, um den ersten Pfingsttag zu verklären, seine Farbe war grau in grau und der Himmel vergoß unablässig Thränen über die Sündhaftigkeit der Welt. Immerhin war es noch ein Trost, unter dem guten Dache des „Rößli" zu sein, denn wenn das Schöne fehlt, muß der Mensch sich an das Reale halten und ich vergegenwärtigte mir, wie viel schlimmer es

*) Hahn.

Digitized by Google

ſein würde, wenn wir in einer Sennhütte mit bukoliſchem Schmutz eingeregnet wären.

In freundlicher Geſtalt erſchien der Pfingſtmontag, wenn auch die Sonne noch mit den grauen Umhängen an den Bergſpitzen zu kämpfen hatte. Um die Wege in's Thal etwas abtrocknen zu laſſen, verſchoben wir den Aufbruch dahin bis auf den Nachmittag und verwendeten einen Theil des Vormittags zu einem Gange nach dem nur eine Viertelſtunde von Siebenen gelegenen Pfarrdorfe Schübelbach, wohin die große Straße mitten durch die ſchönſten Wieſen führt. Obgleich die Gegend kein Weinland iſt, ſind manche hübſche, von Wohlhabenheit zeugende Häuſer zu beiden Seiten der Straße weinberankt. Die weiße Kirche tritt maleriſch hervor gegen die grünen Wieſen und den Hintergrund der bewaldeten Höhen. Zahlreich hatte ſich die fromme Gemeinde eingefunden, ſo daß nicht allein die geräumige Kirche ganz angefüllt war, ſondern vor den geöffneten Thüren viele Männer und Knaben der Meſſe lauſchten. Kräftige Orgeltöne begleiteten einen klaren Sopran und einen vollen Alt und meine Feſtſtimmung ſtand der Andacht der Gemeinde nicht nach.

Am Nachmittage wurde die Wanderung in's Thal begonnen, die noch vor Kurzem ſehr mühſam geweſen ſein ſoll, jetzt aber durch eine herrliche Kunſtſtraße in kühnen Windungen, eine Gotthardsſtraße im Kleinen, ſehr bequem iſt. Wo früher ein oft halsbrechender Weg an dem Abhange über dem Bergſtrom und den tiefen rauhen Schluchten mit Prügeldamm (Knüppeldamm) wechſelte und auf

Digitized by Google

und ab zu steigen war, da geht es sanft aufwärts und das Auge ist von der pittoresken Scenerie zu beiden Seiten und der tosenden Aa tief unten so gefesselt, daß man sich des Steigens kaum bewußt wird. Wer es sich noch bequemer machen will, der kann von einem Wägelchen ohne alle Gefahr die wilde Landschaft beschauen, deren besonderer Reiz darin besteht, daß gleichartige Bilder fortwährend sich ablösen, ohne daß eine Einförmigkeit entsteht. Die Straße schlängelt sich so dahin, daß bei den größeren Wendungen die Vorsprünge von zwei Bergen in einander geschoben erscheinen, aber sogleich erfolgt die Auflösung und das Auge hat wieder ein neues Stück der Bergstraße vor sich und unten schäumt wieder die Aa und daneben wechseln Felspartien mit Laubholz und Tannengehölz. Als wahre Kunststraße zeigt sich der mit großen Kosten vom Bezirke March gebaute Weg auch darin, daß an vielen gefährlichen Stellen, sowohl nach dem Flusse zu, als am Fuße der Bergabhänge, Steinmauern aufgeführt sind, welche Weg und Wanderer sicherstellen. Wenn man weiter auf der Straße vordringt, erscheint schon, wenn auch vorübergehend, zur Rechten der große Auberig, der Beherrscher des Vorderthals, ein breiter Koloß, dann, ebenfalls für kurze Zeit, links der Spitzliberg, der Schynberg und das zackige Bockmatteli und wieder kommt der große Auberig mehr in die Mitte des Prospects. Auch der scharfkantige kleine Auberig, rechts vom großen, zeigt sich an einer Stelle bei der steinernen Brücke.

Wer noch keine Spezialstudien über die Berge gemacht

Digitized by Google

hat, die man später im Hinterthal alle vor sich zu sehen hofft, dem ist es schwer, auf diesem Wege die auftauchenden und wieder sich zurückziehenden Höhen und Felsspitzen zu individualisiren und mir liegt auch bei solchen Gelegenheiten weit mehr daran, das Bild im Ganzen zu erfassen, als die einzelnen Namen zu kennen, daher ich meinem fragenden Ich die Antwort gebe, welche einmal ein Züricher einem Fremden ertheilte, der die Namen aller Schneeberge, welche man von der oberen Brücke in Zürich sieht, wissen wollte. Nachdem der Züricher den Glärnisch, den Tödi, den Titlis, den Urirothstock genannt und gezeigt hatte, verabschiedete er sich von dem unablässigen Frager mit den Worten: „Bester Herr, viele von den Bergen sind so alt, daß man ihre Namen gar nicht mehr weiß."

Gern verweilt man einige Augenblicke bei dem zwar nicht großen, aber malerischen Wasserfall „Büttert", auf den das Ohr durch das stärkere Rauschen des Wassers aufmerksam gemacht wird. Dem Auge ist er durch Gebüsch verdeckt, in das man etwas hinabsteigen muß, um ihn zu schauen. Er befindet sich kurz vor der bedeckten Brücke, die man übrigens nicht zu passiren hat.

Nachdem nun der kühne Zindelspitz in Sicht gekommen ist, öffnet sich plötzlich eine Thalfläche, das vordere Wäggithal, eingeschlossen von hohen Bergen, unter denen der schon genannte große Auberig dominirt. An seinem Fuße soll einst ein Dorf durch einen Felsensturz seinen Untergang gefunden haben. In der Nähe der freundlichen Kirche zur Linken des Weges steht eine Anzahl von hölzer-

Digitized by Google

nen Häusern, aber das Resultat der letzten Volkszählung, daß die Gemeinde Vorderthal 600 Einwohner habe, würde man bezweifeln müssen, wenn nicht manche bewohnte Hütten an den Bergabhängen zerstreut wären. Das Thal (2300' über dem Meere) bot nun vollkommen den gesuchten Anblick des jungen Lenzes, nicht allein in den mit frischem, saftigem Grün bedeckten Wiesen, sondern auch in den freilich nicht zahlreichen blühenden Obstbäumen. Wie er aus dieser Ebene in das hintere Thal gelangen soll, bleibt dem Wanderer vorerst ein Räthsel, bis er die in einem Bogen um den Thalkessel herum führende Straße zu der äußersten rechten Ecke des Thales verfolgt hat, wo der von oben bis unten bewaldete Guggelberg und der große Auberig mit seinen steilen Felswänden, welche in die Aa hinabsteigen, ganz nahe zu einander gerückt sind, aber in einer Schlucht, der „Klus", einen Durchpaß gewähren. Zur Linken in diesem Engpasse erblickt man am Guggelberge über einer Schutthalde eine Felshöhle, das „Schuhmacherloch" genannt, denn die Sage geht, daß darin ein Schuhmacher hämmere, was Rationalisten so erklären, daß der Schall von den Fußtritten des Herantretenden diese Töne aus dem Hintergrunde wiedergebe. Als einst ein übermüthiger Mensch in das Loch hineinrief: „Schuhmacher, gib mir auch einen guten Leisten!" da schmetterte ein Stein neben ihm nieder und verleidete ihm die Lust zu weiterem Spott mit der Geisterwelt.

Größer und imposanter ist das zweite Thal, das Hinter-Wäggithal, das auch seine Kirche hat, aber eine

Digitized by Google

geringere Zahl von zerstreuten Hütten. Dieses Thal ist fast zwei Stunden lang und an einigen Stellen eine halbe Stunde breit. Es ist so recht ein Hirtenthal. Die Männer, denen man begegnet, tragen fast alle das Hirtenhemd und die schwarze Zipfelmütze, und Männer wie Frauen haben die Muße, welche das Hirtenleben, so mühsam es auch zu Zeiten ist, gewährt und sie sehen es gern, wenn der fremde Wanderer mit ihnen schwatzen und sich von ihnen erzählen lassen will. „Es pressirt nicht." Sie haben nicht mit der Spindel zu wetteifern und der hastende Geschäftsschritt der Handelsstädter ist ihnen so wenig nothwendig als möglich. Gerade der Contrast zu dem städtischen Leben, wie er nicht stärker sein kann, macht den Besuch dieses Thales, in das man sich so schnell und so leicht vertiefen kann, doppelt interessant. Die imposante Ruhe der Bergriesen umher, die idyllische Ruhe der Thalfläche versetzen den Wanderer in eine Stimmung, die ich dem Eindruck vergleiche, den ein schönes Volkslied auf mich macht, und es fehlt auch dem ruhigen Thale nicht die Musik: neben der murmelnden Aa klingen die Glocken der Heerden und mit Jodeln antwortet der Hirt von der Höhe dem Hirten am Waldessaum. Ganz so trifft man es freilich nur zur Pfingstzeit, wo die Rinder der prächtigen Schwyzer-Race noch auf der üppigen Weide des Thales und der Unterberge schwelgen, denn bald ziehen sie auf die Alpen, in die schöne Einsamkeit des Sommerlebens. Da muß man sie denn dort aufsuchen und wer das Bergsteigen nicht scheut, der gehe auf das Bockmatteli, den östlichen Felsvorsprung des

Digitized by Google

Schynbergs, von wo er über die Bergſpitzen den Blick auf den Zürichſee und weithin in die ebene Schweiz kann ſchweifen laſſen. Dort findet er am Grat einen Schäfer mit einer Heerde von hundert Schafen und mehreren Ziegen. Einem Murmelthiere gleich hat er ſein Lager in einer niedrigen Steinhöhle. Vor ihm erquickt ſeine Heerde der Matte „warmes Grün", hinter ſeiner Höhle iſt ein ſchroffer Felsabhang und darunter erblickt man Glarner-Alpen von Sennen und Heerden belebt. Fröhlich ſingt er ſeine Weiſen und freut ſich des Beſuchs, dem er gaſtfreundlich Milch und Käſe anbietet.

Der kühnſte Hirt war vor einigen Jahren der große Tys (Matthias Bühler). Wohin noch niemand ſich mit ſeiner Heerde gewagt hatte, oben auf dem hohen Fluhberig occupirte er eine Alp nach Naturrecht. Er duldete keinen Hirten in ſeiner Nähe und beſonders von den Glarnern, mit denen überhaupt die Wäggithaler nicht freundnachbarlich ſtehen, war er gefürchtet und gehaßt. Sie ſchilderten ihn wie Homer den Polyphem:

„Allda wohnt auch ein Mann von Rieſengröße, der einſam
Stets auf entlegene Weiden ſie trieb und nimmer mit andern
Umging, ſondern für ſich auf arge Tücke bedacht war.
Gräßlich geſtaltet war das Ungeheuer, wie keiner,
Welchen der Halm ernährt: er glich dem waldigen Gipfel
Hoher Kettengebirge, der einſam vor allen emporſteigt."

Der Tys war ſo ſtark, daß er in jede Hand einen Glarner nahm, ſie durchſchüttelte und mit den Köpfen an einander ſchlug. Da ſchickten die Glarner eines Tages drei ſtarke

Digitized by Google

Burschen zu ihm. Als Tys von seiner Hütte aus sie herankommen sah und ihre Absicht leicht errieth, dachte er zwar, daß er bis dahin es noch nicht mit drei kräftigen Glarnern aufgenommen, da ihn der Himmel nur mit zwei Armen begabt hatte, aber er entschloß sich bald, nahm einen großen Käse in die eine Hand, ein gefülltes Milchfaß, auf das er noch einen Stock Butter gesetzt hatte, in die andere, trat vor seine Hütte und fragte die Glarner, ob ihnen davon gefällig sei. Als diese ein solches Kraftstück sahen und auch von dem grotesken Humor nicht unberührt blieben, machten sie gute Miene und ließen sich die Gastlichkeit des Feindes gefallen. Gegen Fremde, die ihn nicht in seiner Herrschaft beeinträchtigen wollten, war Tys gar kein Polyphem und mancher Bergsteiger hat bei ihm Alpenkost und ein Heulager gefunden.

Das Hinterthal, so reich an Wiesengrün, hat keine Obstbäume mehr, aber an Laubholz fehlt es nicht und schöne Ahorne, auch Buchen sieht man noch an den Bergabhängen, bis die ernsten Tannen zur Herrschaft kommen, noch Raum lassend für grüne Matten, welche um so lieblicher erscheinen, wo die Felsregion beginnt, die auf den höchsten Gipfeln im ewigen Schnee Erde und Himmel verbindet. Der unmittelbare östliche breite Thalnachbar ist der unten bewaldete Schynberg [auch Schimberig*) gesprochen], so benannt entweder von dem rothen Scheine in der Abendbeleuchtung, oder von dem geisterhaften Scheine,

*) Ein Schimberig ist auch im Entlebuch.

Digitized by Google

den alte Leute in ſpäter Nacht von ihm haben ausſtrahlen geſehen, denn es ſitzt in dem Berge ein großer Karfunkel, deſſen Leuchtkraft das Geſtein durchdringt. Sein Ausläufer iſt das Bockmatteli und zur Linken ſchaut hinter demſelben der Köpfenſtock hervor, der ſeinen Namen hat von der kopfähnlichen Fluh ſeines Gipfels. Kühn erhebt ſich zur Rechten der Zindelſpitz oder Zündliſpitz, auch Züngliſpitz genannt, und dieſer Name möchte wohl der urſprüngliche ſein, denn die Kuppe iſt einer mit der Spitze aufwärts ſtehenden Rindszunge nicht unähnlich. So ſchwer es ſein mag, iſt dieſe Spitze erſtiegen worden und die Ausſicht ſoll von dort ſehr eigenthümlich ſein wegen der vielen umherliegenden kahlen Felskuppen und Zacken. Unter ſich ſieht man ſüdlich ein großes, ganz kahles durchfurchtes Felſenfeld, welches den Züngliſpitz mit dem Rädetenſtock verbindet. Dieſer Rädetenſtock, auch Mutteriberg, iſt der höchſte der das Thal umgebenden Gebirgſtöcke, über 7000 Fuß hoch. An ihm liegt ſehr hoch die Mutteralp, über welche hinauf die Spitze des Berges erreicht werden kann. Am intereſſanteſten wurde mir der Fluhberig oder Diethelm auf der Weſtſeite, dem Rädetenſtock gegenüber, denn als ich ſchon das Thal wieder verlaſſen wollte, ohne ihn ganz unverſchleiert geſehen zu haben und mit dem Wanderſtabe in der Hand in „ſüßer Melancholei“ zurückſchaute auf das ſchöne Stück von Gottes ſchöner Welt, da trat er in vollem Glanze mit ſeinen Schneefeldern, die von der Sommerhitze noch nicht geſchwächt waren, hervor, als ob er ſagen wollte: „Warum eilſt du denn ſo, du ungedul-

Digitized by Google

diges Menſchenkind, wir kommen ja alle zum Vorſchein.“ So ein Berg hat ein Leben von vielen tauſend Jahren, ein Profeſſor muß aber nach Tagen rechnen und weiß es, daß die Studenten ein „Hodie non legitur“ ſehr übel nehmen.

Faſt an jedem Felſen und an jeder größeren Alp klebt hier eine Sage. Ganz deutlich theilen ſich aber die Sagen in zwei Claſſen: in altersgraue Sagen aus unvordenklicher Zeit und in Traditionen des langlebigen Äni. Gegen den Inhalt der erſteren iſt leiſer Zweifel geſtattet; die zweiten haben in dem Urgroßvater, der es ſelbſt geſehen und gehört, einen ſichern Gewährsmann. Vor Allem wurzelt im Glauben der Thalbewohner die Erzählung von „Venedigern“, einer Art Schwarzkünſtler, die aus Italien von Zeit zu Zeit gekommen ſind, um in den Bergen Gold und Silber zu ſuchen und es gefunden haben. Auch in anderen Berggegenden der Schweiz, wie am Harze, meldet die Sage von ihnen. Noch in neuerer Zeit, die mir aber mein Erzähler nicht auf das Jahr zu fixiren wußte, kam ein Venediger in's Wäggithal und ließ ſich von einem jungen Burſchen, Namens Oberle, früh an einem Morgen auf den Fluhberig führen, von wo er den Oberle zurückſchickte mit dem Geheiß, ihn am Abend wieder abzuholen. So ging es einige Tage fort, aber plötzlich war der Fremde verſchwunden. Bald darauf ließ ſich Oberle in das päpſtliche Militär anwerben und als er einmal in einer Mußeſtunde durch die ewige Stadt ſchlenderte, hörte er aus einem großen ſchönen Hauſe rufen: Oberle! Oberle! Erſtaunt blickte er hinauf und ein fein gekleideter Herr winkte ihm einzutreten, was er

Digitized by Google

denn auch that. Da fragte ihn der Herr, ob er ihn nicht erkenne. Oberle antwortete, das Geſicht des Herrn komme ihm zwar bekannt vor, doch wiſſe er nicht, wo er ihn geſehen habe. Da ging der Herr in eine Kammer und als er in Bergmannskleidung wieder heraustrat, erkannte Oberle ſeinen Mann vom Fluhberig, der ihm nun mittheilte, da er durch ſeine Beihilfe zu großen Schätzen gelangt ſei, wolle er auch ihn glücklich machen, aber er dürfe nicht von der Sache erzählen. Oberle erhielt eine bedeutende Geldſumme, nahm ſeinen Abſchied aus dem Militär und kaufte ſich ein ſchönes Heimweſen im heimatlichen Thal. Die Familie Oberle exiſtirt dort noch, iſt aber durchweg wieder arm geworden, da man nicht reinen Mund halten konnte. Daraus ſähe man doch, ſetzte mein Erzähler hinzu, daß die Sache wahr ſei.

Ein Venediger kommt auch als „fahrender Schüler" in der Schlierenbach-Sage vor. Der überhaupt gefährliche Bach war bei einem furchtbaren Wetter ſtark angeſchwollen, die Anſtößer gaben ſich aber keine Mühe ihn einzudämmen. Da dachte einer der Anſtößer, er wolle wenigſtens ſeinerſeits ſorgen, und als er bei dem andauernden Wetter den Bach hinauf kam, hörte er wunderſchöne Muſik, aber es wurden ihm auch Steine nachgeworfen, ſo daß er fliehen mußte. Bald darauf kam ein Venediger und erbot ſich, den Bach einzudämmen. Als man gegen ſeine Fähigkeit dazu Zweifel erhob, that er den Schwur, wenn er das nicht könne, wolle er, daß die Füchſe keine Hühner mehr fräßen und im Vorder- und Hinterthal keine Schlangen mehr

Digitized by Google

wären. Da beriethen sich die Frauen und brachten heraus, sie wollten lieber, daß die Füchse die Hühner fräßen und die Thäler Schlangen hätten, als daß der Venediger den Schlierenbach eindämme. Sei dem nun, wie es wolle, sagte mein Erzähler, so viel sei wahr, daß weder im Vorderthal noch im Hinterthal Schlangen gefunden würden, während gerade in der nächsten Umgebung solche zahlreich zu treffen seien. Diese etwas unklare Sage hängt zusammen mit dem Widerstreben der Wäggithaler, die Aa und deren zuströmende Waldbäche einzudämmen. Während die praktischen Schweizer den Rhein und die Rhone zu „corrigiren" verstehen, lassen sich noch jetzt die indolenten Wäggithaler die schönsten Wiesen des Hinterthals durch wilde Wasser verderben.

Auf der Bärlaui-Alp, über die man auf den großen Auberig gelangt, vernimmt man oft in der Nacht den Ruf: „Büs, ho hopp!" auch „dängeln" (d. i. die Sense hämmern) und „pfyffen". Einmal in der Nacht hörte der jetzige Pächter der Alp „dängeln" und weckte den Knecht. Dieser hatte es auch schon gehört und sagte: „hättest Du mich nur nicht geweckt, man hört dies gewöhnlich, wenn das Wetter abfallen will." Auch ein altes Muetterli erscheint bisweilen auf der Alp. Der eigentliche Sturmgeist des Thales ist aber Muothiseel. Auf einem Drachen reitet er den vom Gebirge losbrechenden Waldwassern voran, Bergschutt und entwurzelte Tannen stürzen ihm nach. Man sieht ihn zwar nicht, sagte mein Führer, doch hört man sein wildes Jauchzen. Wenn die Bauern sein Heranstürmen hören,

Digitized by Google

rufen ſie Beſchwörungen und Gebete in die Aa, um die Ueberſchwemmung abzuwenden.

Der Köpfenberg verdiente von einem Alterthumsforſcher beſucht zu werden. Auf demſelben ſoll ſich eine Grotte mit lateiniſchen oder gar griechiſchen Charakteren finden und die „Summerigsrod“ auf dieſem Berge hat ein Gevierte mit aufgeſetzten Steinen umgeben, in welchem die Geiſter ſich verſammeln. Kein Menſch wagt ſich hinein und obgleich der Raum das ſchönſte Gras hat, wird es doch von keinem Vieh betreten. Als einſt zwei Geißbuben dort in Streit geriethen, warf der eine ein Gitzerli des andern in das Gevierte und das kleine Thier ſtarb alsbald. Sollte dies vielleicht eine heidniſche Opferſtätte ſein?

So wie durch die neue Straße das Thal dem Publikum erſt recht geöffnet wird, iſt auch ſchon durch ein prächtig gelegenes Kurhaus im Hinterthal für das beſte Unterkommen geſorgt. Der Front des Hauſes gegenüber ergießt aus einer Baumgruppe am Schynberge ein unverſiegbarer Silberquell das reinſte Waſſer, welches nach der chemiſchen Analyſe je gefunden worden iſt. Dieſes in das Kurhaus geleitete Waſſer, als Trinkwaſſer unvergleichlich, wird dort auch zu kalten und warmen Bädern mit bequemer Einrichtung verwendet und ſichert dem neuen Etabliſſement ſeine Zukunft. Kuh- und Ziegenmilch erſter Sorte, Molken, eine treffliche, von einer ſchwäbiſchen Köchin geleitete Küche und ſehr reale Weine ſind im höchſten Grade anlockend. Auch die guten Betten in den hübſchen Zimmern bringe ich gar ſehr in Anſchlag. In der ganzen Einrichtung iſt ſchweize-

Digitized by Google

rische Solidität mit Geschmack vereint und der Pensionspreis ist äußerst billig. Ein freundliches, liebenswürdiges junges Wirthspaar ist ganz geeignet, den dortigen Aufenthalt behaglich zu machen, und auch „klein Isis", die immer gut Wetter auf ihrem hübschen Gesichte hat, will ich um so weniger vergessen, da sie mit entschiedenem Erfolge in ihrem Kämmerlein um gut Wetter für mich gebetet hat.

Lohnende Excursionen, groß und klein, lassen sich von dem Kurhause aus machen. Unter den nächsten Zielen steht obenan die auch für Damen in einer Viertelstunde erreichbare Quelle des Fläschlibaches, die dem Kurhause das reinste Wasser spendet. Man wird überrascht durch den silbersprudelnden Strom, der im Waldesschatten aus der Felswand herausschießt. Für die heißesten Sommertage wird diese kühle Grotte, deren Schönheit man nicht ahnt, bevor man darin ist, den Thalgästen ein regelmäßiger Wallfahrtsort werden und an einigen gut angelegten Bänken wird es der umsichtige Wirth des Kurhauses dort gewiß nicht fehlen lassen. Eine Viertelstunde weiter entspringt der Hundsbach, am Unterberge des Rädetenstocks, etwa 200 Fuß über der Ebene. Selten kann man zu dem Ursprunge eines Flusses oder größern Baches so nahe herantreten, wie hier. Ganz langsam kommt das Wasser aus einer düstern, bewaldeten Felsengrotte hervor und liegt dann mit spiegelglatter Oberfläche in einem tiefen Felsbecken, aber einige Schritte davon stürzt der Strom tosend und schäumend unter einer Felsbank hervor, um der Aa rasch seine Wasser zuzuführen. Wirft man einen Holzklotz

Digitized by Google

in das Baſſin, ſo ſieht man ihn nach einigen Secunden im ſilbernen Strudel wirbeln. Wenn in den Bergen wildes Wetter geweſen iſt, ſoll das Waſſer in großer Fülle brüllend aus dem Innern des Berges hervorbrechen. In den zwanziger Jahren dieſes Jahrhunderts wagten ſich tiroliſche Holzſchröter bei ruhigem Waſſerſtande auf Baumſtämmen in das Innere des Hundslochs und kehrten mit der Nachricht zurück, es befinde ſich da drinnen ein See, der furchtbar kalt ſei. Später ſchwamm ein verwegener Tiroler, der beim Ausbeſſern der Kirche im Hinterthal beſchäftigt war, durch das Felſenthor, kam aber nach einigen Minuten erſtarrt wieder heraus und machte eine Schilderung wie Schillers Taucher, von einem großen See, hohen Gewölben und Felſenriffen im Innern des Berges. Die klugen Wäggithaler benutzten einſt einen ſehr niedrigen Waſſerſtand, um das Hundsloch mit Brettern und Balken zu vernageln, wobei ſie dachten, der Bach würde ſich wohl nach der Seite ihrer Nachbarn, der Glarner, ergießen und nicht weiter die Aa zu Verheerungen ihres Thales aufwiegeln. Aber an einem Morgen nach einem Unwetter waren Balken und Bretter ſpurlos verſchwunden und „Kühleborn" herrſchte wieder mit ſouveräner Willkür.

Das Hundsloch hat im hohen Grade die Aufmerkſamkeit der Naturforſcher auf ſich gezogen und das Reſultat ihrer Forſchung iſt mir ſo intereſſant erſchienen, daß ich dieſer Forſchung nachzugehen mich bemüht habe, obwohl ich leider nicht einmal als Dilettanten in den Naturwiſſenſchaften mich bezeichnen kann. Zwar ſagte mir einſt Leopold

Digitized by Google

von Buch, den ich in seiner sehr sommerlichen Kleidung mit übergehängter Botanisirkapsel in einem Walde traf, auf meine Bemerkung, daß ich nicht Naturforscher sei, jeder gebildete Mann müsse Naturforscher sein; aber wo die Gymnasialbildung solche Studien als profan gänzlich ferne gehalten hat, ist es schwer, das Versäumte im spätern Leben nachzuholen und so bin ich denn höchstens ein Naturae curiosus, der seine naturforschenden Collegen und Freunde mit Fragen plagt. Ueber das Hundsloch habe ich erfahren, daß die Quelle gar nicht in der Weise entsteht, wie man sich meistens die Quellen aus dem Innern der Berge hervorsprudelnd denkt, sondern im unmittelbaren Zusammenhange ist mit dem Karrenfelde und den Karrentrichtern der Rädetenalp. Die Karrenbildung (Schratten im Entlebuch) gehört vorzugsweise, wenn auch nicht ausschließlich, zum Charakter der höheren Kalkgebirge der Schweizeralpen und ist ein Verwitterungsproceß, bewirkt durch Schnee-, Gletscher- und Regenwasser, welches Furchen und Rinnen in die Kalkflächen eingräbt. Ein Karrenfeld ist einem stark durchfurchten Gletscher nicht unähnlich, hat aber eine größere Regelmäßigkeit. Hirzel-Escher von Zürich, der das Karrenfeld am Rädetenstock speciell in's Auge faßte, sagt: Die Karrenfelder sind weit ausgedehnte Strecken von nackten, ganz durchfurchten Kalkfelsen oder enge aneinander gereihten Felsgräten, auf deren oft messerscharfen Kanten oder Rücken man balancirend fortschreiten muß und wobei es vieler Uebung bedarf, wenn man sich nicht zerschellen oder der Gefahr aussetzen will,

Digitized by Google

ein Glied zu brechen. Die Zwiſchenräume ſind, ſo wie die Gräte ſelbſt, ſehr ungleich, oft ſo ſchmal und enge, daß man ſich den Fuß darin einklemmen kann, oft aber ſo weit, daß kleine Häuſer darin Platz hätten und von einer ſolchen Tiefe, daß ſie eigentliche Höhlen oder Schächte bilden, in denen man hineingeworfene Steine lange rollen hört. — Wo dieſe Karrenfelder weit ausgedehnt ganz flach liegen oder gar von höheren Felſen rings umgeben ſind, ſo daß die Gewäſſer ſich gegen die in der Mitte derſelben liegenden Vertiefungen hin ſammeln müſſen, da findet man nicht, wie man denken ſollte, kleinere oder größere Anſammlungen dieſer Gewäſſer, ſondern an deren Stelle größere und kleinere trichterförmige Oeffnungen, welche tief in den Berg hineinführen, das Waſſer verſchlingen und geläutert an dem tieferen Abhange in den ſchönſten, reichſten Quellen, zur Labung von Menſchen und Vieh und zur Befruchtung und Bewäſſerung der ſonſt oft allzuſchnell vertrocknenden ſteilen Abhänge, zuweilen auch durch Mineralſtoffe im Innern des Gebirgs geſchwängert und erwärmt als Heilquellen ſegnend wieder ausgießen. Das von den Karrentrichtern des Rädetenſtocks verſchlungene Schnee- und Regenwaſſer, nachdem es durch die Klüfte des Berges gegangen, ſammelt ſich in dem unterirdiſchen See und tritt aus dem Hundsloch rein und kalt hervor; wenn aber im ſpätern Sommer die Zuflüſſe von oben aufhören, wird auch der Hundsbach bisweilen waſſerlos. Der Fläſchenbach dagegen, der durch die Karren am Zindelſpitz ſeine Nahrung erhalten ſoll, verſiegt nie,

Digitized by Google

daher man wohl vermuthen darf, daß sein merkwürdig reines Wasser nicht bloß aus der Höhe komme.

Wenn man sich die Entstehung der genannten Karrenfelder klar gemacht hat, sich daneben die durch herabgefallenes Geröll entstandenen Schutthalden am Fuße der Berge ansieht und die unendliche Masse der Geschiebe oder kleineren und größeren abgerundeten Steine, welche durch die Bergströme von den Felsen in die Ebenen gerollt werden, so erkennt man, daß wie in der lebenden Schöpfung ein beständiger Wechsel der Formen ist, auch Mutter Erde selbst in den solidesten Theilen ihrer Oberfläche eine langsame, aber stete Metamorphose durchmacht.

Noch einmal kam ich in diesem Sommer bei schönster Witterung ins Wäggithal. Die wilde lange Felsenschlucht, welche gleich hinter Siebenen beginnt und die „Klus" zwischen dem Guggelberge und dem großen Auberig fesselten auf dem Heimwege meine Aufmerksamkeit ganz besonders. Recht langsam eine Viertelstunde auf dem ebenen Wege im kühlen Schatten durch die Klus zu gehen, gewährt großen Genuß, und sowohl die durch Felsblöcke sich hindurchwindende Aa, als darüber die Waldregion des aus der Ferne nur als Felskoloß erscheinenden Auberig nehmen das Auge ganz in Anspruch. Wenn man aus der Klus in das Hinterthal getreten ist, versäume man nicht, nach einigen Minuten sich umzuwenden, da hat man ein kleines Bild vor sich, das gewiß noch seinen Zeichner finden wird:

Digitized by Google

ein hübsches Bauernhaus, wie angeheftet an den Fuß des grünen Guggelberges, der, sich kreuzend mit dem Auberig, die Schlucht schließt. In dem Hause wohnt der einzige rationelle Landwirth des Thals, der sich nicht begnügt, schöne Wiesen zu haben, sondern durch zweckmäßig gezogene Gräben mehrere üppige Flachs- und Bohnenfelder sich erworben hat.

In dem Kurhause hatte sich seit meinem ersten Besuche ein reges Leben entwickelt. Kurgäste in ansehnlicher Zahl suchten im Wechsel behaglicher Ruhe und eines Appetit bringenden Vagirens durch das Thal und auf die Höhen die Lebensgeister zu erfrischen, und die allgemeinste Zufriedenheit sprach sich in dem Zusammenleben aus. Wen die Geschäfte wieder nach Hause zurück riefen, der empfing mit Wehmuth den nach schöner Sitte von den im heimeligen Thal Zurückbleibenden dargereichten Alpenrosen-Strauß und „auf Wiedersehen im nächsten Jahr" war die Parole. Die Blume, welche mir das nette Fraueli aus dem Aargau an den Hut steckte, ist schon vertrocknet, aber auch trockene Blumen reden ihre Sprache.

Mit Entzücken sprach man noch von der Mondschein-Landschaft der vorigen Woche und wie Luna die kühnen Berggipfel mit Silberglanz geschmückt habe. Die Wandelbare war fortgezogen, aber auch der dunkelblaue mit den Tausenden goldener Sterne besäete Nachthimmel verlieh den hellgrauen Felsen einen magischen Schein. Noch spät

Digitized by Google

ſtanden wir mit dem lieben Schweſternpaare auf der Zinne des Hauſes.

„Alles Lebendige ſchwieg, und der nahrungſaugende Erdball
Lag, ein ſchlafendes Kind, an der Bruſt des lächelnden Himmels.“

Wir hofften noch auf den geiſterhaften Schein, der in ſpäter Nacht von dem Schynberge ausſtrahlen ſoll, aber wahrſcheinlich geſchieht das nur in der Geiſterſtunde, die wir denn doch nicht abwarten konnten.

Von den hohen Bergen umher wurden in dieſem Sommer beſonders der große Auberig und der Zindelſpitz beſtiegen. Daß es keine Unmöglichkeit iſt, den letztern zu erklimmen, ſo ſteil und kühn er auch in die blaue Luft ragt, zeigt das Kreuz auf ſeiner Höhe. Einen rüſtigen jungen Bergſteiger, der um 6 Uhr Morgens von dem Kurhauſe ausging, ſahen wir durch das Fernrohr ſchon um 8½ Uhr mit ſeinem Führer neben dem Kreuze ſtehen. Daß ſogar eine junge Frau vor einigen Tagen dort hinauf gekommen war, iſt ein neuer Beleg zu dem Erfahrungsſatze, daß Frauen vor den höchſten Schwierigkeiten nicht zurückbeben, während das kleine Geröll auf dem Boden des täglichen Lebens ſie oft in Verzweiflung bringt. Von dem Zindelſpitz kann man in's Glarnerland kommen, doch iſt das Herabſteigen an der einen wie an der andern Seite beſchwerlicher, als das Hinaufſteigen.

Wer nicht auf demſelben Wege, der in's Thal geführt hat, wieder an den Zürichſee zurückkehren will, dem ſtehen, falls er ein nur einigermaßen guter Fußgänger iſt, verſchie-

Digitized by Google

dene Ausgänge zu Gebot. Er kann um den Fluhberig herum nach Einsiedeln gehen oder über schöne Alpen in's Klönthal gelangen. Unter der Leitung eines sehr guten Führers, Xaver Zeuger, schlugen wir den letztern Weg ein und genossen einen schönen Tag. Nachdem wir über einen Steg den jetzt fast ausgetrockneten Hundsbach passirt hatten, ging es nicht sehr streng näher zu der großen Felswand des Fluhberig heran, den man fortan immer zur Rechten hat. Laubholz und Tannen wechseln mit einander ab und es entfaltet sich immer schöner die Bergflora, aber auch wüste Schutthalden bilden einen Contrast zu der reichen Vegetation. Auf der Alp Aabern stößt man zuerst wieder auf Hirtenleben und Heerdengeläute, diesen lieblichen primitiven Gegensatz zur Zukunftsmusik. Der Mutteristock, der Ochsenstock und der Schweinalpberg nehmen sich hier imposant aus. Die zweite höhere Alp ist die Oberalp, die dritte und die höchste die Brüschalp (Paßhöhe 4833'). Die Abwechselung der Scenerie ist beim Auf- und Absteigen außerordentlich groß. Wir sind noch näher zu der kolossalen Felswand des Fluhberig herangekommen, der hier nicht schwer zu ersteigen sein mag. Der Baumwuchs hat aufgehört, aber an der Brüschalp finden wir ganze Hügel und Halden mit Alpenrosen bedeckt, sattblaue Enzianen und andere Alpenblumen in Menge und daneben konnten wir in den Schnee greifen und uns das winterliche Vergnügen des Schneeballens machen. Hier war ein Platz zum Ausruhen. Eine Flasche Forster-Riesling, mit welcher uns der Führer auf Geheiß des

Digitized by Google

lieben Wirths aus dem Kurhause überraschte, wurde in eine Quelle gelegt, die schon ihr Wasser nach der andern Seite hin ergoß, und der kühle Trunk des herrlichen Weins gab uns die volle Lebenskraft wieder. Noch nie habe ich es in dem Grade empfunden, daß ein guter Tropfen eine herrliche Gottesgabe sei — „ist auch nicht die Nagelprobe d'rin geblieben".

Schon vorher, als wir an die Brüschalp aufstiegen, wurde mir ein criminalrechtliches Thema zu einer praktischen Frage, nämlich die Grenzbestimmung des erlaubten Mundraubes und der strafbaren Entwendung. Eine kleine Heerde schöner Ziegen ohne Hirten kam zu uns heran und deutlich lasen wir in ihren treuen Augen die Bitte um Salz, das wir ihnen aber leider nicht zu geben vermochten. Da fragte uns der Führer, ob wir Ziegenmilch wünschten. An Appetit fehlte es uns nicht und bei der Abstimmung ergab sich auch sogleich eine Majorität, aber mir blieb doch ein Skrupel, indem zwar die Besitzerin der Milch, die große braune Ziege, in das Nehmen gern einzuwilligen schien, wir aber den Willen des Eigenthümers der Ziege nicht kannten. Der Führer gab nun sein Obergutachten dahin, daß hier auf den Alpen lediglich das Naturrecht gelte, lockte die Ziege, die sich auch ohne Weiteres melken ließ und nachdem sie uns zwei Gläser voll schmackhafter Milch gespendet hatte, mit dem schönen Bewußtsein, von ihrem Reichthum Bedürftigen gegeben zu haben, wieder bergan kletterte.

Von der Brüschalp konnten wir rechts über die

Digitized by Google

Schweinsalp dem Klönthal zuwandern oder direct nach Richisau hinabsteigen. Wir zogen, obgleich es sehr steil bergab geht, den letztern, etwas nähern Weg vor, nicht so sehr um Zeit zu gewinnen, als weil das Landschaftsbild, welches sich vor uns ausbreitete, großartig erschien. Durch riesige Tannen, deren Mähnen den Boden berühren, erblickt man die Schneefelder des Glärnisch, welche seltsam contrastiren zu den schwarzen Tannenwäldern tief unten in der langen Schlucht. Einzelne alte Bäume, vom Blitz zerschmettert oder vom Orkan gebrochen, müssen im Mondschein geisterhaft sich ausnehmen; auch im Sonnenschein ist dieses Stück der Berglandschaft sehr ernst. Aber rasch geht es bergab und das Laubholz beginnt wieder, welches bei Richisau, wo man in einer Sennerei und bescheiden aussehenden Molkenkuranstalt einkehren kann, in den schönsten Ahorngruppen sich entfaltet. Schon sieht man häufig durch die Lichtungen das lieblich-grüne Wiesenthal Vorauen, welches den Schluß des Klönthals bildet, und auch den Anfang des Klönsees, von dem man doch noch recht weit entfernt ist. Da wir von den Reizen der Wanderung uns nichts wollten entgehen lassen, gebrauchten wir statt der regelmäßigen 4 — 4½ Stunden, um vom Hinter-Wäggithal nach Vorauen zu gelangen, 6 Stunden, und nach einer Rast stand uns der mir schon bekannte Hochgenuß bevor, in dem Spiegel des Klönsees den Glärnisch abwärts gekehrt mit allen seinen Farben-Nüancen zu schauen. Ein solches Spiegelbild, welches übrigens im Herbste durch das Laubcolorit noch weit schöner ist, sieht man nicht häufig.

Digitized by Google

II.

Schwyz.

Schwyz hat die Ehre, in seinem Namen sich als Kern der ganzen Schweiz zu legitimiren. Schon im vierzehnten Jahrhundert, als Oesterreich zuerst bei Morgarten, dann bei Sempach seine Erfahrungen machte, beginnen die österreichischen Geschichtsquellen die feindlichen Eidgenossen Schweizer zu nennen, die einheimischen Geschichtsurkunden thun dies erst seit der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, als das Bewußtsein der Einheit erstarkt war. Es lag in dieser Namensehre eine Forderung an die Schwyzer, die Tapfersten unter den Tapferen zu sein und dieser Aufgabe haben sie sich stets würdig gezeigt. Wenn man liest, wie fremde Autoren ihr imponirendrs Auftreten und Antreten zur Schlacht schildern, so glaubt man in ihnen die alten Germanen in ihrem Kampfe gegen die Römer wieder zu erkennen. Ihre Feldmusik waren große mit Silber beschlagene und mit dem Landeswappen gezierte Ochsenhörner, welche furchtbar durch Berg und Thal brüllten, wenn es zum Aufbruch oder zum Angriff gehen sollte. Vor dem Angriffe knieeten sie nieder, um den Beistand des Allerhöchsten zu erflehen; mit lautem Geschrei standen sie dann auf und stürzten sich auf den Feind. Karl der Kühne mißdeutete dieses Niederknieen der Schweizer vor der Schlacht von Granson als Gnadebitten, wurde aber bald eines Andern belehrt. Auch nach dem Siege knieeten sie auf der Wahl-

Digitized by Google

ſtatt, um Gott zu danken und nicht ungewöhnlich blieben ſie dort drei Tage, um zu erwarten, ob der geſchlagene Feind die Niederlage rächen wolle.

Neben der Tapferkeit wird die große Körperkraft der alten Schwyzer gerühmt und an dieſe zu glauben hat man allen Grund, wenn man in der Gegenwart den ſtämmigen Menſchenſchlag anſieht. Zwar klingt es fabelhaft, wenn von einem Manne aus dem Dorfe Steinen erzählt wird, er habe eine zehn Centner ſchwere Glocke mehrere Stunden weit getragen, ein anderer von Iberg große Tannenbäume, aber es bedarf nur eines Beſuchs des Aelplerfeſtes im September, um zu ſehen, daß ſtarke Menſchen dort keine vereinzelte Erſcheinung ſind.

Man würde ſehr irren, wenn man ſich die Sommerzeit der Aelpler als ein idylliſches Hirtenleben in klarer Bergluft auf grünen Matten dächte. Zwar iſt ihr Leben zu Zeiten gemächlich, aber zum poetiſchen Träumen ſind dieſe Menſchen gar nicht angethan und Mühſal, Gefahren und Entbehrungen ſind ihnen als eine ſtete Zugabe in reichlichem Maße zugetheilt. Wenn ſie nun nach monatlicher Abgeſchiedenheit wieder ins Thal kommen, ſo ſteht ihnen und den Thieren das Aelplerfeſt als Ehrentag bevor. Der Vormittag gehört zunächſt den Thieren. Auf der Hofmatt iſt die Thierſchau; die ſtattlichen „Munis“ und die würdevoll einherſchreitenden Stiere ernten lauten Beifall und um Mittag iſt die Preisvertheilung, nach welcher die gekrönten und bekränzten Thiere unter Muſik, Jauchzen und Heerdengeläute im Triumph in den Flecken einziehen. Ein

Digitized by Google

anderes Bild zeigt der Nachmittag, wo der Zug der Menschen sich nach dem Brüel, dem bewimpelten Festplatze, in Bewegung setzt; voran Trommler und Pfeifer, dann schallende Blechmusik. Darauf erhebt sich das Banner der Sennenbruderschaft und einen reizenden Anblick gewähren ein Dutzend Sennbuben, welche die vorzüglichsten Alpgeräthschaften als Symbole und die lockenden Preise für die nun bevorstehenden Kämpfe tragen. Es folgen die Sennen mit ihrem Meistersenn in der Aelplerkleidung, die Festcomités und die Preisrichter. Auf dem Festplatze ragt die hohe Kletterstange empor und alle Bäume sind mit „lebendigen Früchten" besetzt. Den Anfang der Spiele, nachdem durch einen Pistolenschuß das ersehnte Signal gegeben ist, macht das Wettlaufen und auch im Springen wird geeifert, aber die echt nationalen Spiele sind das Steinstoßen und das Schwinget. Einen enormen Stein, oft bis zu einem Centner schwer, muß der Mann zuerst sich selbst auf die Schulter bringen und dann fortstoßen oder werfen; wer den größten Stein am weitesten werfen kann, ist Sieger. Wenn auch nicht in dieser grotesken Form bildete das Steinwerfen in den Kriegen der alten Schweizer eine Hauptart ihrer Artillerie. Es wird oft erwähnt, z. B. in der Heldenschlacht von Näfels, daß sie von einer Höhe große Steinmassen auf die österreichische Reiterei schleuderten und dadurch Unordnung und Verderben in die feindlichen Reihen brachten, „daß Roß und Reiter schnoben und Kies und Funken stoben". Ebenso in der Schlacht der Appenzeller und der zehnfachen Macht der Oesterreicher am

Digitized by Google

Stoß im Jahre 1405. — Das intereſſanteſte der Kampfſpiele iſt das Schwingen oder der Hoſenlupf, ein Zweikampf nach Reglement und Comment. Zu demſelben melden ſich nur geübte Athleten oder ſolche, die auf dem Wege ſind es zu werden und ſtets finden ſich diejenigen als Gegner zuſammen, die einander an Kraft und Gewandtheit gewachſen ſind. Regelmäßig geben ſich die zum Kampfe Antretenden die rechte Hand, znm Zeichen, daß es ein ehrlicher Kampf, fair play, ſein ſolle. Dann ſtürzen ſie keineswegs auf einander los, ſondern langſam und in gebückter Stellung nahen ſich die Gegner, um einen Angriffspunkt zu erſpähen und die eignen Schultern und den eignen Hoſengurt zu decken, denn nur dieſe ſind die eigentlichen Angriffsobjecte. Greift einer zu, ſo beginnt das Ringen mit aller Kraftanſtrengung und Gewandtheit und oft tritt eine längere ſcheinbare Ruhe ein, wenn die beiderſeitigen auf's Höchſte angeſpannten Kräfte ſich vollkommen das Gleichgewicht halten. Gelingt es, den Gegner zu lupfen, d. h. vom Erdboden aufzuheben, ſo kann das zwar der Anfang des Sieges ſein, aber vollſtändig iſt der Sieg erſt, wenn der Gegner geworfen und zwar auf den Rücken gelegt iſt. Oft entſcheidet ein „Prachtſchwung" in einer Secunde. So in einem Falle, dem ich vor einigen Jahren zuſah. Es meldete ſich plötzlich e corona ein ſtarker Fabrikarbeiter zum Wettkampf; die Schwinger von Fach ſahen ihn mitleidig an und gaben ihm den Jüngſten aus ihrer Mitte zum Gegner. Dieſer, ein bildſchöner Menſch, ſetzte ſich ganz ruhig in Poſitur und als der Gegner ihn ergreifen wollte, faßte er ihn ſo ſicher am

Digitized by Google

Hosengurt, daß er ihn nicht nur sogleich vom Boden hob, sondern ihn sich über den Kopf auf den Boden schleuderte. Während der arme Mensch mit zerrissener Kleidung unter dem Gelächter des Publikums am Boden lag, legte sich der Sieger mit der anscheinend größten Gemüthsruhe wieder zu seinen im Grase auf ihren Ellenbogen ruhenden Genossen. Ueberhaupt ist der Contrast des in eine immer größere Aufregung gerathenden Publikums, das in einem Kreise den Kampfplatz umsteht, und der klassischen Ruhe der Schwinger groß.

Da das Schwingen lange geübt sein muß, bis einer mit Ehren öffentlich auftreten kann, so ringen die Knaben früh mit einander nach der Regel der Alten und bei den Volksfesten pflegen auch die herangewachsenen Knaben in einer besondern Abtheilung um Preise zu kämpfen.

Die Heiterkeit des Festes erreicht ihren Höhepunkt, wenn das „Sackgumpen“*) beginnt. Das sonderbare Hoppen und Hüpfen der nach unten vermummten Wettkämpfer, die eine zu rasche Bewegung leicht zu Boden bringt, versetzt begreiflicher Weise die Jugend in eine Ekstase, von der auch die Alten angesteckt werden, und wenn ein recht herzhaftes Lachen ein treffliches Gesundheitsmittel ist, so sollten die Aerzte das Sackgumpen in ihre materia medica aufnehmen. Beim Anblick der possirlichen Gestalten der Sackgumper entstehen überhaupt possirliche Reflexionen. Während meine Gedanken sich in die Hygieine und Medicin

*) Gumpen (Engl. jump), springen, hüpfen.

verliefen, sah einer meiner Nachbarn in der Kleidung der Sackgumper „Anti-Crinolismus“ und tadelte es, daß die Menschen immer in die Extreme verfielen; ein anderer deutscher Nachbar verglich das Sackgumpen mit den deutschen Einheitsbestrebungen, wobei ich ihn tröstend darauf verweisen konnte, daß es denn doch auch beim Sackgumpen möglich sei, das Ziel zu erreichen.

Zum Aelplerfest gehören auch musikalische Wettkämpfe; denn wie die Klänge des Alphorns und mehr noch das Jodeln zum Leben der Hirten nothwendig sind und durch keine Zukunftsmusik sich werden verdrängen lassen, so dürfen Productionen der Art am Aelplertage nicht fehlen. Zum „Bücheln“*) d. i. Alphornblasen melden sich meistens nur wenige Concurrenten, dagegen sind gute Jodler in den Gebirgscantonen sehr häufig und auch an Jodlerinnen fehlt es nicht, obgleich die forcirten Jodel-Cadenzen sich wenig für die weibliche Stimme eignen.

Wenn mit der Preisvertheilung, an welche sich ein tausendstimmiges Hoch auf das Land und die Eidgenossenschaft schließt, das eigentliche Fest beendigt ist, bewegt sich der laute Festzug wieder zum Flecken zurück, wo dann in den verschiedenen Wirthschaften die Gruppen den Festjubel nicht selten bis zum Aeußersten potenziren. Natürlich fehlt dabei der Sennentanz nicht, den statt der Salonmäßigkeit die unbändige Lust an dem Dinge an und für sich charakterisirt und mancher herzhafte Jodler mischt sich in die Tanzmusik.

*) Verwandt mit dem englischen bugle und buglehorn.

Digitized by Google

Eine Zierde früherer Zeiten vermißt man ungern bei dem Aelplerfeste in Schwyz: die maleriſche Nationaltracht der Frauen und Mädchen iſt faſt ganz verſchwunden, während bei einem ſolchen Feſte in Unterwalden das Coſtüm die ganze Frauenwelt in die beiden Klaſſen der in dem Hafen ehelichen Glücks Gelandeten und der Hoffenden ſichtbarlich ſondert. Zum Kopfputz der Jungfrauen gehört regelmäßig ein quer durch das Geflecht geſteckter Pfeil, der weit größer iſt, als man ſich den Amorpfeil zu denken pflegt und dadurch ganz offen die Gefahr anzeigt. Auch „Töchter von beſtandenem Alter" tragen noch dieſen Pfeil; in der herrlichen Feſthalle des eidgenöſſiſchen Schützenfeſtes bei Stans hatte eine wohl ſechzigjährige tugendſame Jungfrau den großen Meſſingpfeil in ihrem ſilbergrauen Haar.

So wie die Seltenheit der Nationaltracht in Schwyz auffällt, befremdet es auch, daß in dieſem Kernlande der Schweiz keine Maienlandsgemeinde gehalten wird, wie in Uri, Unterwalden, Appenzell und Glarus. Die letzte allgemeine Landsgemeinde war im September 1847. In dieſer ſtark beſuchten gewitterſchwülen Verſammlung am Rothenthurm wurde der Sonderbund mit dem Bunde am Rütli verglichen und deducirt, daß dieſe beiden Bünde unter gleichen Verhältniſſen entſtanden und ihrem Weſen nach ganz das Gleiche ſeien! Das Gewitter entlud ſich im November deſſelben Jahres in dem kurzen Sonderbundskriege unſeligen Andenkens.

Digitized by Google

Mit der Landsgemeinde hat die unmittelbare Demokratie ihre Erscheinungsform verloren, doch wird der Name Landsgemeinde noch verwendet für die Bezirksgemeinden, und auch in den Formen dieser Versammlungen ist ein Nachklang der Landsgemeinden. Sie finden verfassungsmäßig statt am ersten Sonntage im Mai, womöglich im Freien, z. B. bei der Kirche in Wollerau. Sie beginnen mit einem Gebet und die Eröffnungsrede des Bezirksammanns enthält nicht selten starken Pathos. So begann 1862 ein Bezirksammann seine Anrede mit dem Danke für das ihm geschenkte Zutrauen und der Hinweisung, welch' ein heiliges Recht heute in den Händen jedes Bürgers liege, gleich einem Kaiser und König sich frei, offen und ungezwungen die Behörden zu wählen; wie glücklich sie seien gegenüber den vielen Millionen, die nach Freiheit ringen, im Blute schwimmend ihr Leben opfern u. s. w. u. s. w. Wie sehr man auch das Freiheitsgefühl der Schweizer und die Zufriedenheit mit ihrem Staatswesen und in den meisten Cantonen wohlgeordneten Staatshaushalt als berechtigt anerkennen muß, ist doch der Festrhetorik und des pathetischen Schwunges in den politischen Reden, zumal bei den Volksfesten, wo diese Reden sich wie Ströme ergießen, oft zu viel und die beliebte Bildersprache nicht immer gelungen. Bei einem großen Feste im Jahre 1851 erklärte ein Redner die Symbolik der eidgenössischen Farben: „Roth ist das Blut und bereitwillig müssen wir unser Blut dem Vaterlande opfern; weiß ist die Farbe der Unschuld und (— eine kleine Stockung —) die müssen wir auch opfern!"

Digitized by Google

Etwas kürzer könnten ſolche Reden auch ſein, als ſie es durchgängig ſind und die Züricher ſagen ſehr treffend von einem Redner, geiſtlich oder weltlich, der nicht fertig werden kann: „Er kann nicht landen!“

In der jährlichen Bezirksgemeinde-Verſammlung werden Landesgeſchäfte berathen, die geprüften Rechnungen genehmigt, beſonders aber die nöthig gewordenen Wahlen der Beamten vorgenommen. Die oberſten Beamten ſind der Bezirksammann und der ihm zur Seite ſtehende Bezirksſtatthalter. Der neu gewählte Ammann nimmt das Schwert in die Hand und die Bürger leiſten ihm den üblichen Eid. Andere Beamte, die hier gewählt werden, ſind der Seckelmeiſter, die Mitglieder des Bezirksraths und des Bezirksgerichts, die Landſchreiber ꝛc.

Mit den Landsgemeinden in Schwyz iſt ein großes Stück der Geſchichte dieſes Landes ad acta gelegt, aber es lohnt ſich, auf dieſelben zurückzublicken, da ſie nicht bloß ein ſtaatsrechtliches, ſondern auch ein culturgeſchichtliches Intereſſe haben. Blumer hat in ſeiner muſterhaften „Staats- und Rechtsgeſchichte der ſchweizeriſchen Demokratien“ mit der Wahrheitsliebe eines unbefangenen Hiſtorikers die Schattenſeiten in dem Leben der Landsgemeinden herausgeſtellt und gezeigt, daß nicht bloß Könige und Fürſten, ſondern auch freie Völker in ihrer Souverainetät Tyrannen ſein können. Ich will nicht wiederholen, was ruhiger und beſſer als von Blumer nicht geſagt werden könnte, ſondern nur eine Epiſode aus der politiſchen Geſchichte des Landes Schwyz erzählen, welche zeigt, daß das

Digitized by Google

Glück in dem Leben eines Staatsmanns in kleinen Republiken wie in großen Staaten eine Figur mit thönernen Füßen iſt.

Zur Zeit der Streitigkeiten des Abts von St. Gallen mit den Toggenburgern im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, die zwar zunächſt um Hoheitsrechte des Abts ſich drehten, aber bald einen conſeſſionellen Charakter annahmen und bei denen Schwyz nicht unbetheiligt blieb, wußte Joſeph Anton Stadler, als er nur noch ein ſchlichter Privatmann und Wirth war, durch Klugheit und Energie ſich eine Stellung bei dem Volke zu verſchaffen, daß die Beamten vor ihm zittern mußten. Durch ein „Verſehen" des Landſchreibers ſtimmte ein wichtiges Schreiben der Regierung von Schwyz für den Abt von St. Gallen nicht mit dem Protokolle überein. Stadler nannte die Sache beim rechten Namen Fälſchung, die unter Connivenz des Landammanns ſtattgefunden habe. Die Schuldigen wurden empfindlich am Vermögen geſtraft und ſollten auch, nach dem Beſchluſſe der Landsgemeinde, in den Ring ſtehen und um Verzeihung bitten, doch wurde ihnen dieſe Ehrenſtrafe aus Gnade erlaſſen. Stadler, 1704 von der Landsgemeinde zum Landvogt des Rheinthals gewählt, war bald der allgemeine Liebling des Volks. Als darauf 1708 die Fürſprecher Carl und Ignaz Pfeil gegen die Landsgemeinde und gegen den Volkstribun Stadler ehrverletzende Reden ausgeſtoßen hatten, wurden ſie vor die Landsgemeinde geſtellt und verurtheilt, in den Ring zu knieen, öffentlich zu widerrufen und um Verzeihung zu bitten, dann nach Ein-

Digitized by Google

ſiedeln zu wallfahrten und dort zu beichten. Aber Stadler ſtand jetzt „auf ſeines Daches Zinnen“ und noch in demſelben Jahre erfolgte ſein jäher Sturz. Schwyz hatte ſich mehr dem Abte zugeneigt und Stadlers Gegner hatten wieder eine Poſition gewonnen. Der katholiſche Clerus in Schwyz murrte, daß Stadler es mehr mit den Reformirten als mit ſeinen eigenen Glaubensgenoſſen halte; es wurde auch herumgeboten, daß Stadler auf die Frage des Landammanns, was zu thun ſei, wenn im Toggenburg die Katholiken ganz von den Reformirten aus den Kirchen vertrieben würden, gleichgiltig geantwortet habe: Wir wollen ſie machen laſſen.

Im Auguſt 1708 wurde Stadler zu Lachen verhaftet und in den Thurm nach Schwyz gebracht. Die zum Aeußerſten bereite Obrigkeit wußte wohl, daß Stadler die Volksgunſt noch beſitze, daher beſchloß ſie nicht nur raſch zu handeln, ſondern der Landeshauptmann erhielt auch den Auftrag 160 vertraute Männer aufzubieten und gut bewaffnet in der Nähe zu halten, damit ſie beim erſten Zeichen der Sturmglocke der Obrigkeit zum Schutze dienen könnten. Vor dem Kerker und dem Rathhauſe wurden Wachen „mit ſcharfer Ordre“ aufgeſtellt. Am 17. Auguſt wurde in der Rathſitzung erkannt, daß Stadler gütlich und peinlich examinirt werden ſolle, auch ein Proclam erlaſſen, daß jeder als ein Rebell angeſehen werde, der Stadler und ſein Thun „beſchönige“. Auf den 17. des folgenden Monats ſetzte man das Blutgericht an, wobei zugleich die hohe Regierung des Cantons die löblichen

Digitized by Google

Orte Luzern, Uri, Unterwalden und Zug um Hülfe ersuchte, falls eine Volksbewegung zu Gunsten Stadlers sich erhebe, und jeder dieser Orte hielt an den Grenzen von Schwyz einen Auszug von 200 Mann bereit, um im Falle der Noth einzurücken. Zu den Klagpunkten gehörte merkwürdiger Weise, daß Stadler den Landleuten die „neue Lehre" habe beibringen wollen, es könne die Landsgemeinde über Leib, Ehre und Gut richten, da er doch selbst habe bekennen müssen, daß „wer solche Lehr wolle behaupten, ein Ursach wäre, daß das Vatterland müßte zu Grund gehn, weilen unmöglich seye, vor einer Lands-Gemeind eine dem Rechten nach erforderliche Ordnung zu halten, und der gemeine Mann die Eigenschaften eines Richters nit habe, über Leib, Ehre und Gut zu richten". Was hier neue Lehre genannt wird, war unbestritten altes Recht der Landsgemeinden in den urdemokratischen Ländern, wie sehr auch der Zweifel an der Zweckmäßigkeit der Handhabung des Blutbanns durch die Volksmasse, zumal in politisch aufgeregten Zeiten, berechtigt sein mochte.

Vor dem Blutgerichte vertheidigte sich Stadler in einer fast dreistündigen ausgezeichneten Rede, aber natürlich vergebens; er wurde zum Tode durchs Schwert verurtheilt. Entgegen der sonstigen Gewohnheit führte man ihn Abends nach 6 Uhr, als es schon dunkelte, auf die Weidhub, den Richtplatz. Die Standhaftigkeit verließ ihn nicht und er sagte zum Nachrichter: „Sei beherzt und halte dich wohl, du richtest heute einen Biedermann".

Digitized by Google

Durchblättern wir weiter das Buch der Strafrechtspflege von Schwyz, so finden wir darin manches blutrothe Blatt. Ein moderner Brutus, ein Mann antiker Tugend, der Landammann Amberg, sprach im Jahre 1540 selbst des Todesurtheil über seinen ungerathenen Sohn. Am Tage der Hinrichtung verabschiedete er sich unter Thränen von seinem Kinde und zog sich auf eine einsame Burg zurück, wo er ein wahres Bußleben führte. Noch vor seinem Tode stiftete er zur Sühne seiner eigenen und der Seele seines hingerichteten Sohnes ewige Jahrzeiten in den Pfarrkirchen zu Schwyz und Iberg. So berichtet Faßbind in seiner Geschichte des Cantons Schwyz und an der Wahrheit der Erzählung ist nicht zu zweifeln, obwohl sonst das altschweizerische Recht die Familienliebe nie zu Gunsten des starren Rechts wollte verläugnen lassen, indem nicht nur der Vater nicht über den Sohn zu urtheilen hatte, sondern die Blutsverwandten auch befreit waren von der sonst allgemeinen Pflicht der Nacheile und der Fahndung eines Missethäters, wie von der Denunciation und vom gerichtlichen Zeugnisse, und wo jemand seinen Vater und Bruder bluten sah in einem Streite, da durfte er Partei nehmen, während es sonst allgemeine Bürgerpflicht war, sich nicht in einen Streit und eine Schlägerei einzumischen, sondern Frieden zu gebieten und zu scheiden.

Hexenprozesse mit dem bekannten Finale werden aus dem 17. Jahrhundert mehrere angeführt. 1640 verurtheilte das Malefizgericht eine Zürcherin, Genofeva Brenn-

Digitized by Google

wald dahin: „der Scharfrichter ſoll ſie ausführen über eine freie Reichsſtraße an die gewohnte Richtſtatt, daſelbſt ihr Haupt abſchlagen und zwei Stücke aus ihr machen, daß ein Karrenrad zwiſchen durch möge und dann den Körper auf einen Scheiterhaufen legen, den anzünden, ſelbigen mit Haut und Haar, Fleiſch, Mark und Bein zu Pulver und Aſchen verbrennen und dann die Aſche ſo tief in die Erde vergraben, daß keiner Creatur dadurch Schaden wiederfahren möge und dann die Seele Gott und die Aſche der Erden befehlen". Am 26. Mai 1642 wurde eine Frau verbrannt, eine andere enthauptet, „weil ſie viel Leut und Vieh verderbt"; ſodann 1650 eine Frau und ein 15jähriger Knabe aus Einſiedeln als „Unholden" durchs Schwert gerichtet. Ein Jahrhundert ſpäter, 1752, wich man von der hergebrachten Praxis ſo ſehr ab, daß man eine „erzboshafte, mit dem Teufel verpaktete Frau, die dem Kloſter im Muotathal und den Thalleuten großen Schaden an Vieh u. ſ. w. zugefügt hatte", im Gefängniſſe zu Schwyz nur erdroſſelte.

Eine großartige Ketzerverfolgung der Sekte der Nicomediten, die ſich in Arth gebildet hatte, fand im Jahre 1655 ſtatt. Es wurde viel gefoltert und vier Sektirer wurden enthauptet, zwei Schweſtern in das Inquiſitionshaus nach Mailand gebracht, andere in anderer Weiſe geſtraft. Viele Sektirer flüchteten und fanden beſonders in Zürich Aufnahme. Um die Verſtocktheit der Nikomediten zu charakteriſiren, erzählt Faßbind, daß einer derſelben, Malk von Oſpenthal, Vater von 9 Kindern, ſeine

Digitized by Google

irrgläubigen Genossen, als sie sich auf die Flucht begaben, ans Schiff begleitete, aber nicht mit ihnen fliehen wollte, wie innig es ihm auch seine Freunde riethen. „In der Gefangenschaft verhielt er sich mit unbeugsamem Trotze. Obwohl die härteste Folter fünfzehnmal gegen ihn ausgeübt wurde, so brachte man doch kein Wort von ihm heraus. Als der Nachrichter den Todesstreich auf ihn zuckte, rief er vernehmlich: Das walt Gott!" Faßbind schließt seinen ausführlichen Bericht mit der tröstlichen Notiz: „Dem Staatsschatze des h. Standes Schwyz kamen durch das Confisciren der Güter und des Vermögens der verurtheilten und geflüchteten Arther über 80,000 Gulden zu".

Bekanntlich sind die Schwyzer stets die Vorkämpfer für den alten Glauben gewesen und es wird berichtet, daß ein Klosterbruder Niklaus Zwyer sich zum Gottesurtheil gegen Zwingli und seine Jünger erbot, indem er für die Wahrheit der katholischen Lehre durch die Flamme doppelter Scheiterhaufen gehen wollte.

Die Strafrechtspflege wurde hier vom spätern Mittelalter bis zur neuesten Zeit zwar nach Maßgabe der Carolina gehandhabt, aber manche Strafbestimmungen fanden sich auch in den Landesgesetzen. In dem organischen Gesetze über rechtliches Verfahren in Criminalfällen vom 14. März 1835 wurde der Gebrauch der peinlichen Gerichtsordnung Kaiser Karl V. nochmals bestätigt, aber mit einem merkwürdigen kosmopolitischen Zusatze: „dem Richter, so wie dem Staatsanwalt und Vertheidiger bleibt unbenommen, sich auf die in verschiedenen Staaten eingeführten Strafge-

Digitized by Google

ſetze und insbeſondere den allgemeinen Gerichtsgebrauch zu beziehen und Rückſicht zu nehmen". Daſſelbe Geſetz leiſtet auch der „uneigentlichen Folter" Vorſchub, indem es beſtimmt: „Angeſchuldigte, welche ſich durch boshafte Verſtellung der ſchuldigen Beantwortung der an ſie gerichteten Fragen zu entziehen ſuchen, mögen gezüchtigt werden. Dieſe Züchtigungen ſollen von kurzer Dauer ſein, drei Tage nicht überſteigen, dürfen auch in nichts Anderm beſtehen als in Entziehung warmer Speiſe, in hartem Lager, Verminderung des Unterhalts, Kettenſchließen oder Streichen, welche aber in Einem Verhöre die Zahl von ſechs nicht überſteigen ſollen". Die neue Strafprozeßordnung von 1848 hat dieſe Zwangsmaßregel bedeutend reducirt. — Ein neues Experiment im Strafrechts-Gebiete beſtand darin, daß das Strafgeſetz des Cantons Luzern den Behörden zur Beachtunge empfohlen wurde, was mancher Richter geradezu als eine Reception auffaßte, ſo daß mit Recht geklagt werden konnte, das fremde Recht werde auch da zur Anwendung gebracht, wo notoriſches Gewohnheitsrecht vorhanden ſei. Endlich ließ man durch einen ausgezeichneten Juriſten in Baſel im Jahre 1856 ein neues Strafgeſetz entwerfen. Dieſer Entwurf, der außer dem Vorzuge der Kürze das Lob verdient, mit hiſtoriſchem Gewiſſen und nicht nach der üblichen Schablone gemacht zu ſein, wurde vom Cantonsrath berathen und den Kreisgemeinden zur Abſtimmung vorgelegt, fand aber keine Billigung bei dem Volke. In demokratiſchen Ländern iſt das Volk immer mißtrauiſch gegen neue Geſetze, auch wenn das

Digitized by Google

alte Recht baufällig geworden ist und obgleich dieser Entwurf gar nicht durch Strenge abschreckend war, mochte doch die immer wiederkehrende Zuchthaus- und Gefängnißstrafe abschrecken und bei Manchen die Furcht vor großer Kostspieligkeit des neuen Strafensystems erwecken. Ungefähr um dieselbe Zeit wurde auch in Glarus ein guter Strafgesetz-Entwurf verworfen, obgleich das dortige Strafrecht an fühlbaren Gebrechen leidet.

So ist denn bei einer recht guten Strafprozeßordnung (1848) das materielle Strafrecht in Schwyz noch immer in einem chaotischen Werden, wenn auch weiter vom Mittelalter entfernt als in Unterwalden, Uri, Zug und Appenzell J. Rh. Der Mangel eines guten Gefängnißwesens mußte der Entwickelung der Strafrechtspflege hinderlich sein. Früher hatte das wohl die Folge, daß Leute wegen Verbrechen hingerichtet wurden, die in Culturstaaten nicht mehr als todeswürdig erschienen, z. B. im Jahre 1822 wurden an einem Tage zwei Männer enthauptet, einer wegen Urkundenfälschung, der andere wegen Diebstahl. Jetzt scheint man die Wohlthat der Besserung im Zuchthause wenigstens nicht verschwenderisch Cantonsfremden zuwenden zu wollen. Ein sehr verdorbener junger Mensch, Karl Bossard aus Zug, der schon mehrfach von auswärtigen Criminal- und Polizeigerichten wegen Diebstahl bestraft war und einen Theil seiner Jünglingsjahre im Zuchthause von St. Gallen zugebracht hatte, war im Jahr 1862 Insasse des Armenhauses in Zug. Von hier besuchte er im Herbst das Cantonalschützenfest in Wollerau und verübte im Verlauf von

Digitized by Google

24 Stunden auf schwyzerischen Boden drei bedeutende Diebstähle, von denen wenigstens einer ein erschwerter war. Das Criminalgericht erkannte: dem Bossard sei die ausgestandene Haft als Strafe anzurechnen, demselben sodann 30 Prügelstreiche zu appliciren, weiter derselbe aus dem Canton zu verweisen und polizeilich heim zu transportiren. „Heiliger Florian, behüt' dies Haus, zünd' andre an!"

Ueber Andreas Fricker von Veltheim, Canton Aargau, wurde 1861 wegen Tödtung unter mildernden Umständen zu Recht erkannt: 1) Er sei zu 8 Tagen Gefängniß, je um den andern Tag mit magerer Kost, verurtheilt, 2) sei derselbe beim Antritt und nach Erstehung der Gefängnißstrafe jedesmal mit 10 Stockstreichen zu züchtigen; (Willkommen und Abschied nannte man das früher in Deutschland.) 3) sei er auf 10 Jahre in seinen bürgerlichen Rechten und Ehren eingestellt und auf gleiche Zeit aus dem Canton Schwyz verwiesen. Da in dem Urtheil des Cantonsgerichts hervorgehoben ist, es gehe aus allen Verumständigungen hervor, daß F. keineswegs die Absicht gehabt die Frau F. schwer zu verletzen oder gar zu tödten, so lag nach alter schweizerischer Grundanschauung keine unehrliche Tödtung vor und war seine Behandlung als eines Ehrlosen durchaus nicht am Platze.

Wenn man übrigens die Criminal-Statistik eines Landes als dessen Tugend- oder Lasterspiegel nehmen dürfte, so müßte man — was ich auch gar nicht in Abrede stellen will — Schwyz ein sehr tugendsames Land nennen, denn

Digitized by Google

im Jahr 1860 ſtanden dort nur 13, im Jahr 1861 nur 12 Individuen vor dem Criminalgericht.

Aus der Strafrechtsgeſchichte des Landes Schwyz habe ich einen ältern Fall aufgeſpart, der wohl eine geſonderte Erzählung verdient.

Vor 40 Jahren behandelte der Bauer Leonhard Carl Inderbitzi ein überreiches Thema in einer kleinen Druckſchrift mit dem lockenden Titel: „Kaleidoſkop oder unerſchöpfliche Mannigfaltigkeit der Eheſtandsfarben. Von einem ſonderbaren und ſeltenen Autor im Hirtenhemd und Holzſchuhen aus dem Canton Schwyz" (Zug 1824.) Aus dem Bereiche der „Mannigfaltigkeit der Eheſtandsfarben" ſpielte ein Jahrhundert früher in der Familie Inderbitzi eine Geſchichte, welche zeigt, daß auch das wirkliche Leben, nicht bloß die Phantaſie, Romane hervorbringt.

Anna Maria Inderbitzi in Ibach an der Muota wurde bei ihrer Geburt mutterlos und bald verlor ſie auch ihren Vater im Kriege 1712. Das verwaiſte Mädchen fand bei dem Bruder des Vaters eine liebevolle Aufnahme, denn der biedere Mann ſah in dem Kinde ein theures Vermächtniß des Zwillingsbruders, der in den Krieg hatte ziehen müſſen, während er am heimiſchen Heerde bleiben konnte und der, als er die Todeswunde empfangen hatte, zum Himmel blickte und mit Vertrauen auf Gott und ſeinen Bruder in dem letzten Gebete für ſein Kind das Leben aushauchte. Aber das Kind machte den Pflegeältern, je mehr es heranwuchs, nicht wenig Sorge; es war ein ganz unge-

Digitized by Google

wöhnliches Kind, deſſen Weſen die guten Bauersleute nicht begriffen und das ſie daher nicht zu leiten vermochten. Ohne Geſchick für häusliche und ländliche Arbeiten, und auch nie ſtreng dazu angehalten, führte das Mädchen inmitten einer emſig ſchaffenden Dorfbevölkerung ein Leben als wäre ſie eine verwunſchene Prinzeſſin aus einem Märchen. Im grünen Walde war ihr liebſter Aufenthalt, da ſprach ſie mit den Vögeln und mit den Bäumen, ſchmückte ſich phantaſtiſch mit Laub und Blumen und vergaß oft das Heimkommen bis ſie von den Ihrigen bei einbrechender Nacht geſucht wurde. Schulunterricht genoß ſie mit den übrigen Dorfkindern nur im Winter und dieſer Unterricht beſchränkte ſich auf Leſen, Auswendiglernen geiſtlicher Lieder und etwas Geſchichte der Schweiz. Der Ludimagiſter erzählte den Kindern von Suit und Schejo, den mythiſchen Heroen des Ländchens, vom Tell, von Morgarten und Sempach und führte ſie auch an einem Frühlingstage nach dem Flecken Schwyz, um ihnen am dortigen Rathhauſe die erzählten Geſchichten in Bildern zu zeigen, wodurch den ohnehin nicht zweifelnden Kindern das Ganze zur lebendigen Wahrheit wurde. Bei Anna Maria geſellten ſich zu dieſem Unterricht und der Anſchauung der Geſchichte die Farbenſpiele der Phantaſie; ihr gefallener Vater wurde ihr ein Winkelried, der in dem Kampfe gegen die Berner bei Sins durch ſeinen Tod den Schwyzern den Sieg verſchafft hatte. Da ſie ihre hiſtoriſchen Entdeckungen den übrigen Kindern in lebhafter Schilderung mittheilte, ſo brachte ſie in den annaliſtiſchen Geſchichts-

Digitized by Google

unterricht des Dorfschulmeisters nicht geringe Verwirrung. Als nun der Frühling es ihr gestattete den Schulstaub wieder mit dem Waldesduft zu vertauschen, da gesellte sich oft eine alte holzlesende Frau zu ihr, die das aufgeregte Kind durch wunderbare Erzählungen noch weiter in eine Zauberwelt hineinführte. Die Alte hatte sich erst vor Kurzem in Ibach eingefunden, nachdem sie heimatlos und unstät den größten Theil ihres Lebens in vieler Herren Ländern umhergeschweift war. Sie wurde in Ibach geduldet, da sie den Gebräuchen der Kirche genau nachlebte und bei manchen Krankheiten guten Rath zu ertheilen vermochte. Während sie vor den übrigen Dorfbewohnern sehr schweigsam war über ihr früheres Leben, kramte sie im stillen Walde vor dem Kinde den einzigen Schatz aus, den ihr das Leben gelassen, bunte Bilder aus der Ferne weit hinter den Bergen, wo große reiche Städte lagen und an Fürstenhöfen Cavaliere und Edelfräulein bei Turnieren der Minne pflegten, wohin über das wogende Meer bewimpelte Schiffe die Schätze aus fernen Welten trugen und die Menschen viele Sprachen redeten. Das staunende Kind nahm die phantastischen aus Wahrheit und Dichtung gemischten Bilder in sich auf ohne es zu ahnen, daß sie den Boden bereiteten für unsägliches Unglück seines spätern Lebens.

Der Sommer war noch nicht zu Ende, als plötzlich Anna Maria aus ihrer Traumwelt in einen neuen Lebensabschnitt versetzt wurde. Die Wittwe des bei Sins gefallenen Feldobersten Reding, die von dem hübschen ungewöhnlichen Mädchen gehört und erfahren hatte, daß es die

Digitized by Google

Tochter eines Kriegers sei, der an der Seite ihres Mannes den letzten Kampf gekämpft hatte, ließ das Kind zu sich kommen und fand an demselben so großen Gefallen, daß sie dasselbe zur Gesellschafterin ihrer eigenen Tochter gleichen Alters bestimmte. Die Pflegeältern Anne Mariens, die bei aller Liebe zu der Nichte sie nicht zu erziehen vermochten, willigten gern in den Vorschlag, der ihnen als ein Segen des Himmels erscheinen mußte. So kam Anna Maria in ein vornehmes Haus, das denn aber doch den soliden Charakter schweizerischer Häuslichkeit hatte und darum geeignet war, sie allmälig für das Leben brauchbar zu machen. Dem Unterricht, der ihre mangelhafte Schulbildung ergänzen sollte, widmete sie sich mit großem Eifer und bei ihrer geistigen Begabung mit raschen Erfolgen. Auch die Musik wurde nicht vernachlässigt, bei der freilich damals noch nicht darauf abgesehen wurde Clavier-Virtuosinnen und Coloratur-Sängerinnen zu bilden: mit einiger Gewandheit die Zither zu spielen und einfache Lieder zu singen, das erschien als die Kunsthöhe, zu welcher eine Schwyzerin sich erheben konnte.

Das wildphantastische Kind reifte zur Jungfrau heran. Konnte man sie nicht schön nennen, so wäre doch das Prädicat hübsch viel zu matt gewesen, um ihre Erscheinung zu bezeichnen. Wenn sie das dunkle Auge aufschlug, so fesselte es, denn in diesem Spiegel reflectirte sich ein Geistesleben ungewöhnlicher Art. Die hüpfende Phantasie des Kindes war umgewandelt in eine tiefsinnige Schwärmerei. Anna Maria war auf dem Punkte ange-

Digitized by Google

kommen, wo sie unaussprechlich glücklich und unendlich unglücklich werden konnte, wenn die Liebe ihr Herz erfaßte, und die Zeit blieb nicht aus, wo ihr des Lebens Würfel fielen.

Die Familie Reding war eine echte Soldatenfamilie; die Kämpfe in der Schweiz wie die Kriege der Könige und Fürsten umher zeigen Jahrhunderte hindurch Redings in hervorragender Stellung; aber das kleine Ländchen Schwyz schickte fortwährend noch viele andere seiner Söhne auf dieselbe kriegerische Laufbahn ins Ausland und so hatte Schwyz die entgegengesetzten Pole des stillen Hirtenlebens und des wilden Kriegslebens. Zu der Zeit, bei welcher unsere Erzählung angelangt ist, kam ein in französischen Diensten stehender junger Offizier, der in einem Duell verwundet war, nach Schwyz, um in der heimatlichen Bergluft völlige Genesung zu suchen. Er wurde bald ein häufiger Gast in dem Hause, in welchem sich Anna Maria Inderbitzi in halber Freiheit und halber Abhängigkeit befand. Ein junger blasser verwundeter Krieger ist immer gefährlich für ein jungfräuliches Herz und als der junge Mann dem Mädchen die zarteste Aufmerksamkeit erwies, auch an französischer Galanterie es nicht fehlen ließ, die sie für eine edlere Liebesform nahm, da erwachte in ihr eine Leidenschaft, die keinen Widerstand fand an sittlicher Kraft, sondern, wie einst ihre Kinderphantasie, schrankenlos überfluthete. Die Beendigung des Urlaubs rief den Offizier nach Frankreich zurück und Anna Maria —

„was hat man dir, du armes Kind, gethan?

Digitized by Google

In durchweinten Nächten gestaltete sich aus dem Gewirre hoffnungsloser Liebe und herzzerreißenden Schmerzes der Entschluß die Heimat zu verlassen, bevor ihre Schande zum Gerede der in solchen Fällen „tapfer schmälenden" Mädchen- und Frauenwelt würde. Aber wohin? Vorläufig hatte sie kein anderes Ziel, als die weite weite Welt.

Wir finden sie wieder an der Grenze der Schweiz und des Elsaßes in einer Gesellschaft „fahrender Leute", welche obdachlos und zigeunerartig nomadisirten. Sie war von einer alten Frau betroffen worden, als sie am Ufer des Rheins ihren Blick versenkt hatte in die ruhig dahinfließende und Ruhe verheißende Fluth. Es bedurfte keines besondern Scharfblicks der Alten, um die Lage des unglücklichen Mädchens zu erkennen und da sie ihr die Erzählung ihrer Geschichte ersparen konnte, war die Kluft des Fremdseins schon einigermaßen übersprungen. Das hübsche Mädchen für ihre Gesellschaft zu gewinnen, erschien der Alten ein vortheilhafter Plan und sie besaß Lebenserfahrung und Gewandtheit genug, um durch eine einschmeichelnde, aber allen Schein der Zudringlichkeit vermeidende Freundlichkeit ein armes Geschöpf heranzuziehen, das so ganz einsam und verlassen in der Welt dastand. So gerieth Anna Maria in eine Genossenschaft, deren Lebenszwecke ihr vorerst verschleiert blieben und in welcher sie unter der Obhut der Alten zur Mitwirkung eine geraume Zeit gar nicht angehalten wurde. Sodann nahm man sie auch nur als Zitherspielerin und Sängerin in Anspruch, zuerst im Kreise der „Ihrigen" um stille Feuer im

Digitized by Google

Walde, darauf an Kirchweihen und Jahrmärkten, wo die collectirende Alte eine gute Ernte hatte, da die Schweizerlieder des Mädchens mit den großen Augen und dem blaſſen Geſichte gar wohl gefielen. Zwar ſchnitt es ihr ins Herz, wenn ſie ein Liebeslied ſang, aber das Weh im Herzen verlieh ihrer Stimme einen eignen Schmelz und in den Saiten zitterte die Liebesklage in ungewöhnlichen Accorden. Zwar erſchien ihr nun die weite Welt ſo ganz anders, als die alte Veſa im Walde von Ibach geſchildert hatte, aber allmälig gefiel ihr das Wanderleben und immer weiter entfernte ſie ſich unter dem Einfluſſe ihrer Umgebung von den zarteren Gefühlen, die ſie aus ihrem frühern Leben mitgebracht hatte. Als jedoch die hin- und herfluthende Bande aus dem Elſaß und Baden in die Schweiz geworfen war, da weigerte ſich Anna Maria, die Heimatklänge ihrer Schweizerlieder hier in feiler Kunſt auszubieten, weshalb ſie roh von den rohen Genoſſen behandelt wurde. Der Gedanke der Flucht ward bald mächtig und ſchlau wußte ſie eines Abends die mit Argusaugen ſie bewachende Alte zu täuſchen und ſich loszumachen von der unſaubern Geſellſchaft. Wieder ſtand ſie einſam in der Welt da, aber nicht mehr ſcheu und verlegen um die Mittel das Leben fortzuführen, wie es eben gehen möge. In Bern gab ſie ſich für die Tochter des Landammanns Reding aus, der ſie habe zwingen wollen in Solothurn in ein Kloſter zu gehen, weshalb ſie das älterliche Haus verlaſſen habe. Da ſie mit den Verhältniſſen der Familie Reding ſo gut bekannt war, erhielt ſie reichliche Unterſtützung, aber zu ihrem Un-

Digitized by Google

glück wurde die Sache nach Schwyz gemeldet und ihr Verhalten erkannt, so daß der Rath beschloß: „die 200 Gulden, so Maria Inderbitzi erhalten, sollen bezahlt und die Person durch einen Expressen abgeholt werden". So geschah es und das Mädchen mußte eidlich versprechen den Canton Schwyz nicht zu verlassen. Aber was sollte sie dort anfangen? Ihr Onkel war gestorben und die übrigen Verwandten weigerten sich jeder nähern Verbindung mit der liederlichen Herumtreiberin. So fiel sie denn ihrer Heimatgemeinde zu, die ihr natürlich das kärgliche Armenbrot nicht umsonst geben wollte; aber zu arbeiten hatte sie früher wenig gelernt und es mittlerweile ganz verlernt. Eines Tages war sie spurlos verschwunden und geraume Zeit trieb sie sich bald in Süddeutschland bald in der Schweiz umher, immer tiefer sinkend und wenn die Noth groß wurde, auch vor Diebereien nicht zurückschreckend. Zuletzt wurde sie in Willisau gefangen, nach Schwyz transportirt und daselbst auf dem Rathhause eingesperrt. Ihr Sündenregister war groß genug, um ein peinliches Verfahren zu veranlassen und am 15. Januar 1725 versammelte sich das zweifache Malefizgericht, um über sie zu urtheilen. Da führte aber ein sonderbarer Incidenzfall auf eine eigenthümliche Rechtsfrage. Ein Gerbergesell Magnus Weber von Mölig in Schwaben trat vor das Gericht mit der Erklärung, wenn der Anna Maria Inderbitzi das Leben geschenkt und sie von Henkershand verschont werde, wolle er sie ehelichen; er habe sie zwar nie weder gesehen noch gesprochen, sein Entschluß rühre lediglich aus christlichem

Digitized by Google

Mitleiden her, auch habe sein Großvater eine solche Weibsperson durch Heirat am Leben erhalten und Glück und Segen habe auf ihrer Verbindung geruht. Das Malefizgericht kam nach reiflicher Ueberlegung zu dem Erkenntniß: „Es sollen beide Personen in der kleinen Rathsstube auf der Stelle zusammengeführt werden und wenn beide in das Eheversprechen einwilligen, soll der Anna Maria jede Strafe nachgelassen sein". In Gegenwart des Pfarrers Werner Strübi und zweier Kapuziner fand die seltsame Verlobung statt und während Magnus Weber die erforderlichen Schriften aus seiner Heimat abholte, blieb die Braut auf seinen Wunsch und seine Kosten auf dem Rathhause. Nach vierzehn Tagen war die Hochzeit. Wie sich das Kaleidoskop der Ehestandsfarben gestaltete, darüber haben wir leider keine authentischen Nachrichten.

Aus Deutschland sind viele Fälle bekannt, in denen aus Begünstigung der Ehe das verwirkte Leben geschenkt wurde; auch in der Schweiz steht der obige Fall nicht vereinzelt da und aus der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts wird eine Geschichte erzählt, die Gellert's Fabel „Der beherzte Entschluß" an Pikanterie überbietet. In Romont (Canton Freiburg) sollte ein junger Mann wegen Diebstahl gehängt werden. Als er schon unter dem Galgen stand, trat ein Mädchen heran und erbot sich ihn zu ehelichen und dadurch, „nach der Sitte des Landes", sein Leben zu retten, auch wolle sie alle Prozeßkosten bezahlen. Der Verurtheilte sah sie einen Augenblick an, dann aber klopfte er dem Henker auf die Schulter und sagte: „Com-

Digitized by Google

père mon ami, allons seulement notre petit train, elle est borgne“ — und ließ ſich hängen.

Pſychologiſch intereſſant iſt es, daß in allen mir bekannten Fällen der Art die rettenden Engel zartfühlende Mädchen waren; nur der obige Fall aus Schwyz und einer aus Augsburg (1621), ein anderer aus Solothurn (1632), machen eine Ausnahme.

Auch dem Civilrecht und deſſen Behandlung im Lande Schwyz läßt ſich eine culturgeſchichtliche Seite abgewinnen und ich kann es mir nicht verſagen, die kurze Beſprechung dieſes Thema's mit einer Geſchichte zu beginnen, die zwar in der Schweiz allgemein bekannt iſt, aber auch als Tradition alter Biederkeit nicht vergeſſen werden darf.

Zwei Nachbarn waren wegen eines Stückes Wieſenland ſtreitig geworden. Als nun zum letzten Mal in dem Sommer das Siebnergericht in Schwyz anberaumt war, ging Franz am Abend vorher zu ſeinem Nachbarn und ſagte: „Caspar, du mußt morgen mit auf Schwyz kommen, damit wir unſre Sache dem Richter vortragen können“. Dem Caspar war dieſer Vorſchlag ſehr unbequem, weil ſeine ganze Heuernte daliege und nothwendig eingebracht werden müſſe, wogegen ihm Franz bemerkte, daß in langer Zeit dann keine richterliche Entſcheidung erhältlich ſein werde und die Wieſe doch beſorgt werden müſſe. „Nun denn, ſagte Caspar, ſo gehe du allein nach Schwyz und trage dem Richter deine und meine Gründe vor“. — „Gut, wenn du mir die Sache anvertrauen willſt, ſo werde ich ſie

Digitized by Google

für dich wie für mich beſorgen". Und ſo geſchah es. Caspar blieb daheim und beſorgte ſeine Heuernte, Franz wanderte nach Schwyz und trug dem Richter die Gründe einfach und redlich vor. Am Abend trat er zu ſeinem Nachbarn ins Haus und ſagte: „Ich wünſche dir Glück, Nachbar, du haſt den Handel gewonnen und die Wieſe iſt nun dein Eigenthum".

Einen Gegenſatz zu dieſer glaubwürdigen Geſchichte bildet eine Rechtsſage, die ſchwerlich auf dieſem Boden gewachſen iſt, ſondern hier nur eine beſondere Form angenommen hat:

Die Gemeinde Aegeri (Canton Zug) iſt auf eigenthümliche Weiſe in den Beſitz einer Allmend gekommen, die ſich in den Bezirk Wollerau (Canton Schwyz) hineinerſtreckt. Während eines großen Sterbens waren alle der Grenzen kundigen älteren Männer abhanden gekommen. Um die Grenzen wieder feſtzuſetzen, verabredete man ſich, es ſollten zwei Männer zur gleichen Zeit von zwei beſtimmten Stellen, jeder in ſeiner Gemeinde, ausgehen und wo ſie zuſammenträfen, ſollte die Grenzmarke ſein. Der Mann von Aegeri bediente ſich aber, um vorwärts zu kommen, für den größten Theil des Weges eines Pferdes. Die von Wollerau, eine Täuſchung erkennend, machten die Sache gerichtlich und ſchoben dem Mann von Aegeri den Eid zu, wozu er ſich auch bereit erklärte, aber erſt, nachdem er Erde aus ſeinem Garten in die Schuhe geſtreut und Löffel und Kamm in ſeinen Hut geſteckt hatte,

Digitized by Google

ſchwur er: „So wahr er ſeinen Schöpfer und Richter*) über ſich habe, ſtehe er auf ſeinem Grund und Boden". Der Richter mußte nun für Aegeri entſcheiden. Aber bald nach dem Tode des Mannes von Aegeri ſah man ihn auf dem Schimmel, den er geritten, an der fraglichen Stelle, tobend und wüſt thuend. Fromme Geiſtliche bannten ihn rückwärts, aber an den Frohnfaſten und in einigen anderen Nächten erſchien er noch fort und fort. So erzählte ein Mann in Schwyz an Meyer von Knonau, den Verfaſſer einer trefflichen Beſchreibung des Cantons Schwyz, mit der Beglaubigung, ſein, des Erzählers Schwiegervater, der an einem Frohnfaſtentage geboren ſei, habe es ſelbſt geſehen und gehört und ihm mitgetheilt. Es ſind hier augenſcheinlich mehrere auch anderswo bekannte Sagen zuſammengerollt.

In dem herrlichen Landbuche von Schwyz erkennen wir die Wurzeln eines naturwüchſigen in Jahrhunderten gewordenen Rechts, das noch jetzt Kraft und Geltung nicht verloren hat, denn Menſchen und Verhältniſſe, denen das Recht dienen ſoll, ſind dort nicht ſo verändert wie in anderen Ländern. Das Verhältniß von Allmend und Sondereigenthum bildet jetzt ein rechtliches Hauptthema wie in alter Zeit und wir dürfen dabei wohl einige Augenblicke verweilen.

Wenn in der üppigen Frühlingszeit die unzähligen Obſtbäume, mit denen die Wieſen überall in den Niede-

*) In dem Wortſpiel: Löffel und Kamm. Richter iſt ein Kamm mit weiten Zähnen, richten wird für kämmen gebraucht.

Digitized by Google

rungen bedeckt sind, ihre Blüthenpracht entfaltet haben und daneben das ernste dunkle Grün der Tannenwälder ins Auge fällt, so glaubt man sich in eine Verzauberung versetzt, welche die Bilder des Winters und des Sommers rasch mit einander vertauscht, denn das „Bluſt“*) in seiner Continuität erscheint wie eine frische Schneedecke und ist doch der heitere Frühlingsmantel, das Tannengrün stellt daneben den Sommer vor und ist doch das alte Winterkleid.

Diese Obstbaumfülle in Schwyz ist recht alt und wir finden schon früh Rechtsbestimmungen zu dem Zwecke, die Obstbaumkultur zu fördern, indem die Markgenossen durch rechtliche Vortheile aufgemuntert wurden, Obstbäume auf der Allmend zu pflanzen. Ein Landraths-Beschluß von 1664 bestimmte, daß jeder Landmann sechs Bäume auf die Allmend setzen dürfe und daß diese Bäume ihm und seinen Kindern zu eigen sein, beim Tode der letzteren aber Gemeingut werden sollten, so daß der Charakter der Allmend dabei doch gewahrt blieb. Diese Einrichtung besteht noch und wie das Recht im Stillen sich weiter bildet, zeigt ein Gebrauch, der sich daran geheftet hat. Der Pflanzer läßt, um seiner Familie möglichst lange den Nutzen der Bäume zu erhalten, beim Pflanzen seinen kleinen Knaben den Stamm des Baumes halten und dieser Knabe wird dann nach einer wohlwollenden Auslegung als der Pflanzer betrachtet.

*) Bluſt ist ein treffliches Collectivum des Schweizerdeutsch und bezeichnet den ganzen Blüthenschmuck eines Baumes und anderer Pflanzen.

Digitized by Google

Das Hauptobſt in Schwyz bilden die Kirſchen, die dort weit hinauf, ſelbſt in rauher Gegend gedeihen, und entweder gedörrt oder mehr noch durch Brennen zur Bereitung des beliebten „Krieſiwaſſers“ verwendet werden. Im Thurgau, der einem großen Obſtgarten gleicht, dominiren die Birnen, aus denen Moſt in ſo großer Quantität gewonnen wird, daß dieſer Canton den Namen „Moſtindien“ erhalten hat, und welcher Reichthum hier aus den Obſtbäumen, die doch keiner großen unausgeſetzten Pflege bedürfen wie der Weinſtock, dem Lande zuwächſt, zeigt die ſtatiſtiſche Notiz, daß die dortigen Obſtbäume ein Capital von 44 Millionen Franken bilden und einen durchſchnittlichen jährlichen Reinertrag von nahezu 2 Millionen Franken ergeben.

Mit den Kirſchen beſchäftigte ſich im Jahre 1530 eine Landsgemeinde von Schwyz, in welcher erklärt wurde, die Kirſchen ſeien bisher Reichen und Armen ein gemeines Obſt geweſen und man laſſe ſie auch ein freies gemeines Obſt bleiben; wolle jemand ſeine Kirſchen wehren, der möge den Baum zeichnen und einen Dorn daran hängen. In dieſer Handlung iſt eine Ausſonderung und Beſitzergreifung zu ſehen, daher heißt es weiter, wer von einem bezeichneten Baume Kirſchen nähme, würde als Dieb angeſehen und wer ihn als Dieb behandle oder ſo nenne, ſei außer Verantwortung. — „Ob yemantz den andern dorum diebet oder dorum zurett, ſoll er im dorum nüt zu anthwurten han.“ — Jemand Dieb nennen gehörte ſonſt zu den „böſen Worten“ und wer den Vorwurf nicht beweiſen konnte, kam in ſchlimme Verantwortung. — Obgleich nun

Digitized by Google

die Kirschen in Schwyz ihre Eigenschaft als Gemeingut verloren haben, erhielt sich die symbolische Besitzbezeichnung; noch vor einigen Jahrzehnten war es sehr gebräuchlich, Kirschbäume oben am Stamme mit Dornen zu behängen und es kommt dies auch jetzt noch vor, obgleich die ursprüngliche Bedeutung wohl nicht mehr allgemein bekannt ist, sondern man darin eine Abwehr lüsterner Menschen sieht.

Verwandte auf die Obstbäume sich beziehende Rechtssitten finden sich auch in anderen Theilen der Schweiz und als nicht gar weit abliegend darf ich hier einen Zug erwähnen, der uns das alte Recht als auf dem Boden schöner Humanität stehend zeigt. Neben der Kirche in Affeltrangen im Thurgau war oder ist vielleicht noch ein in einem besondern Frieden stehender Kirschbaum, der „Kriesibaum" der Kinder des Dorfes und niemand rührt ihn an, bis an einem Sonntage die reifen Kirschen abgenommen und unter sämtliche Kinder vertheilt werden. Die alte welke Frau, welche mir dies erzählte, hatte auch als rothwangiges Kind an dieser Kriesi-Bescheerung Theil genommen und wie einst als Kind, freute sie sich jetzt für die Kinder der Wiederkehr des Festtages.

In Allstätten bei Zürich war es noch in diesem Jahrhundert Gebrauch, daß der Prediger in der Kirche an einem Sonntage, wenn die Kirschen reif waren, den Kriesi-Segen sprach und sein Amen war das Signal zur Besitzergreifung, so daß die behenden Leute herausstürzten und wer dann zuerst einen Baum auf der Allmend umarmte, dem gehörte für dieses Mal dessen Frucht. Hie

Digitized by Google

und da war auch zur Zeit der Obſtreife ein Tag in der Weiſe zum Ableſen beſtimmt, daß wer am Morgen früh zuerſt zu einem nicht beſonders zugetheilten Baum kam, deſſen Früchte ſich zueignen durfte, was ſogar zu der Argliſt führte, daß einer, der einen beſonders reichen Baum ins Auge gefaßt hatte, ihn heimlich in der Nacht vorher beſtieg und wie ein Vogel auf dem Zweige dort ſaß, um mit dem Morgengrauen, wenn der geſetzliche Zeitpunkt gekommen, herabzuſpringen und Beſitz zu ergreifen, denn der buchſtäbliche „Beſitz" während der Nachtſtunden war noch kein civiler Beſitz.

Aus der Zeit, in welcher Recht und Sittlichkeit weniger geſchieden waren als in Folge moderner Geſetzgebung, erwähne ich noch einen ſchönen Zug im Rechtsleben von Schwyz. Nach einem Rathserkenntniß von 1662 ſoll, wenn ein Schuldner krank und in Todesgefahr liegt, alſo daß er mit dem heiligen Sacrament verſehen wird, der Gläubiger nicht Gewalt haben, den Schuldner mit Pfand anzugreifen, bis derſelbe todt iſt oder aber beſtändige Beſſerung erſehen wird. Dieſe Beſtimmung iſt in dem noch giltigen Geſetze über den Schuldentrieb vom 28. November 1828 ganz ähnlich wiederholt.

Familie und Gemeinde, weil beide dabei intereſſirt ſind, wirken zuſammen gegen Verſchwender durch deren Bevogtung. Dieſe Art der Vormundſchaft iſt jünger als diejenige über Wittwen und Waiſen und Geiſteskranke. Das Landbuch von Küßnacht (1769) beſtimmt unter der

Digitized by Google

Rubrik „von liederlichen Leuten“ darüber: „Diejenigen Leute, ſo mit ihrem verthunlichen Leben ihre Kinder in Armuth, hiemit dero Verwandten in Koſten und Schuldigkeit dero Erhaltung ſetzen, ſollen von Ammann und Rath bevogtet werden und jährlich an dem erſten Sonntag nach dem neuen Jahr in der Kirche verleſen und verkündet werden, auf daß jedermann wiſſe, daß ſie bevogtet ſeien und ſich hiemit nach Satzung bevogteter Perſonen verhalten könne“. Die letztere Hinweiſung bedeutet, daß der Bevogtete handlungsunfähig iſt und alle mit ihm ohne Einwilligung des Vormundes eingegangenen Rechtsgeſchäfte ungiltig ſind. Es erinnert dieſe in der Schweiz weit verbreitete Bevogtung an die ſtrenge altrömiſche Curatel über Verſchwender, denn bei den Römern war es nach dem Ausſpruche eines alten Römers das größte Lob, ein guter Familienvater zu heißen, und nicht häuslich zu ſein iſt bei den Schweizern ein ſchlimmer Vorwurf; der bankerott Gewordene wird „verlumpt“ genannt. Die Leichtigkeit, mit der es zur Bevogtuug eines Verſchwenders kommt, beſonders im Canton Zürich, ſteht aber im ſtarken Gegenſatze zu der Anſchauung der Engländer, ohne daß man deshalb dieſe für ein leichtſinniges Volk zu halten hat. Das engliſche Recht kennt gar keine Vormundſchaft wegen Verſchwendung, ſondern nur, wenn für dieſe eine Geiſteskrankheit als Grund angenommen wird. Wie die Engländer die Sache anſehen, zeigte der berühmt oder berüchtigt gewordene Windham'ſche Fall. In der Schweiz würde die Familie des jungen, aber majorennen Windham, die in England vergeblich ſo große Anſtrengungen dazu

Digitized by Google

machte, deſſen Bevogtung leicht durchgeſetzt haben, in England fiel ſie mit ihrer Klage durch und die Times ſprach am Tage nach der gerichtlichen Entſcheidung die engliſche Anſchauung in einer Weiſe aus, die mit der ſchweizeriſchen Behandlung der Vormundſchaft über Verſchwender ſtark contraſtirt. Herr Windham, ſagt die Times, wird in den nächſten Jahren aller Wahrſcheinlichkeit ein Bettler ſein. Die Geſellſchaft kann es aber nicht unternehmen die Menſchen gegen die Folgen ihrer eigenen Schwächen oder Laſter zu beſchützen. Die Beſtrafung von Verbrechen und Vergehen geſchieht zur Vertheidigung der Geſellſchaft ſelbſt, aber bloße Laſterhaftigkeit muß bei erwachſenen Menſchen der Nemeſis anheimgegeben werden, welche das Laſter unausweichlich nach ſich zieht. Welches Intereſſe hat die gegenwärtige Geſellſchaft, daß dieſer verlorne Sohn der Familie W. eine gewiſſe Summe Geldes und eine beſtimmte Anzahl Morgen Landes ſein Leben lang behalte und ſolches gewiſſen beſtimmten Perſonen bei ſeinem Tode hinterlaſſe? Laßt ihn daher dareinfahren und verſchleudern, ſo viel er mag; ſein Geld geht darum nicht unter, ſeine Ländereien werden von der Grafſchaftskarte nicht verſchwinden, vielmehr werden die Güter in den Händen eines neuen Käufers nur beſſer gedeihen und das Geld wird durch manche Kanäle in Hände gelangen, die vielleicht einen beſſern Gebrauch davon machen werden. Das Intereſſe, welches die Geſellſchaft hat, geht nur ſo weit, daß die Herrſchaft über das Eigenthum in den Händen ihrer rechtmäßigen Beſitzer verbleibe. Dies iſt der Eckſtein,

Digitized by Google

auf welchem die Gesellschaft ruht und eine Schwächung dieses Grundsatzes würde unser ganzes System aus dem Geleise bringen. Aber: nemo est heres viventis! so lange ein Mensch lebt, soll er nach unseren Gesetzen und dem Geist unserer Gesetze die vollständige Verfügung über all sein Eigenthum haben. In einigen Ländern des Continents ist die Sache anders, aber nach solchen Einschränkungen der unbedingten Verfügungsfreiheit über das Eigenthum hat es uns niemals gelüstet. Allerdings ist es höchst unangenehm für die nächsten Verwandten, zusehen zu müssen, wie ein Vermögen zu Grunde gerichtet wird, das menschlicher Wahrscheinlichkeit nach an sie gekommen wäre, aber ganz dieselbe Unannehmlichkeit findet auch statt, wenn einem Neffen sein alter Onkel, auf dessen Vermögen er speculirte, noch heirathet, und demselben noch ein Sohn geboren wird oder wenn irgend ein anderes Ereigniß eintritt, durch welches die Hoffnungen des Neffen vereitelt werden. Das Gesetz kann einem Verschwender gegen sich selbst oder seinen Verwandten gegen seine Verschwendungssucht keine Hülfe gewähren, ohne schon durch den bloßen Versuch einer Definition, was als Verschwendung zu betrachten sei, die Sicherheit des Eigenthums zu verletzen. Wo könnte man aufhören, wenn man einer Jury gestatten wollte, einem Menschen sein Eigenthum zu entziehen, so oft seine präsumtiven Erben mit der Art und Weise, wie er sein Vermögen gebraucht und auch mißbraucht, nicht einverstanden wären. Das Leben würde seinen Werth verlieren, wenn es aufkommen sollte, daß ein Mann von Spionen umgeben.

Digitized by Google

alle seine dummen Streiche aufgezeichnet, seine Geschäftsführung einer Kritik unterworfen, über alle seine Gebrechen und Laster ein genaues Register geführt würde, und wenn dann dieses ganze Material, vielleicht übertrieben und mit etwas Meineid gewürzt zu einem gegebenen Momente veröffentlicht und vor die Jury gebracht werden könnte und zwar durch Personen, die das größte Interesse daran haben, den Betreffenden seines Eigenthums und seiner Freiheit zu berauben. Das kann nicht sein. Das System des römischen Rechts und die Beschränkungen der Testirfreiheit der französischen Gesetzgebung laufen allen unseren Ideen von Eigenthum und Freiheit zuwider. Sofern ein Mensch nicht blödsinnig oder wahnsinnig ist, müssen wir ihn im Besitze seines Vermögens sowol belassen, als ihm auch überlassen, dasselbe zu sparen oder zu verschleudern. Im Prinzipe unseres Rechts liegt nichts Fehlerhaftes.

Dieser englischen Consequenz gegenüber wird ein Vertheidiger der schweizerischen Bevogtung von Verschwendern geltend machen können, daß nach altschweizerischen wie altdeutschen Rechtsanschauungen das liegende Gut Familiengut war und nicht leicht aus der Familie heraus, deren Wohlstand darin ruhte, sollte veräußert werden, besonders aber wird er auf die Pflicht der Familie und der Gemeinde zur Ernährung ihrer Armen und Verarmten verweisen, da grade unter dem Einfluße dieser Rücksicht sich diese Art der Bevogtung in neuerer Zeit erst recht entwickelt hat. Allein damit läßt sich die Leichtigkeit, mit der eine solche Bevormundung zu Stande kommt, trotz

Digitized by Google

gewiſſer Formen, durch welche die Geſetzgebung gegen ein zu raſches Verfahren ſchützen will, nicht rechtfertigen. Es iſt ſicherlich nicht ohne Grund, wenn man ſo oft über Mißbrauch in dieſer Angelegenheit klagen hört und daß oft Familie und Gemeinde aus unlautern Motiven zuſammenwirken, um die Bevogtung eines Mannes zu betreiben, der nicht häuslich zu ſein ſcheint. Der Gemeinde iſt an den Steuern gar ſehr gelegen, und durch die Inventariſirung des Vermögens eines zu Bevogtenden erhalten die Gemeindebehörden die genaueſte Einſicht in den Vermögensbeſtand, was denn auch der Familie ſehr genehm iſt. Aber es muß auch in die Wagſchale fallen, daß die Ehre des Mannes ein Gut iſt und ſehr allgemein wird in der Bevogtung wegen Verſchwendung eine Ehrenſchmälerung geſehen, die von ihm auch auf Frau und Kinder einen Schatten wirft; es muß auch berückſichtigt werden, daß mancher Bevogtete alle Elaſticität für das Leben verliert, da er nach allen Seiten hin in der freien Bewegung gehemmt und gebannt iſt und vielleicht unter der Controle deſſen ſteht, den er von Grund ſeines Herzens haßt. Es iſt mir ein Fall aus dem Canton Zürich, wo eine ſolche Vormundſchaft beſonders häufig iſt, bekannt, daß ein junger Familienvater, der ſchon durch ſeine Heirath mit ſeinen Verwandten in ein geſpanntes Verhältniß gekommen war, drohte, wenn man ihm das Uebel der Bevogtung anthue, werde er ſich das Leben nehmen und als es nun doch geſchah, fand man ihn am andern Tage erhängt.

Digitized by Google

III.

Gersau, der kleinste Freistaat.

„Wenn keine kleinere Republik es gab als die von Gersau, so gab es gewiß auch keine glücklichere", sagt Riegert, ein Geschichtschreiber dieses Ländchens. In dem Kranze der lieblichen Orte am Gestade des Vierwaldstättersees, am Fuße des Rigi oder der Rigi, wie man dort sagt, als ein treue Wacht haltender Vasall der Königin der Berge (regina montium) erhebt sich Gersau auf einer kleinen eingekeilten Ebene, die der Berg von seiner Masse abgegeben hat, damit sie eine Stätte werde für Menschenwohnung zwischen der Gebirgswelt und der Wasserwelt. Der Boden Gersau's ist wohl nur der Schuttkegel von zwei herabstürzenden Waldbächen. Auf die natürlichsten Grenzen angewiesen, hat denn auch Gersau nichts begehrt als ungestörten Frieden in seinen kleinen, zum glücklichen Leben geformten Verhältnissen. Noli turbare circulos meos — „störe mir meine Freiheit nicht", das ist die Signatur der Geschichte des Freistaats Gersau gewesen.

Gersau wurde 1332 in den Bund der vier Waldstätte Uri, Schwyz, Unterwalden und Luzern aufgenommen und hatte bald Gelegenheit sich als Eidgenosse zu bewähren, als Leopold von Oesterreich es unternahm „den trotzigen Bund in gottgefälligem Kriege zu strafen". Hundert (?) Gersauer sollen an der Schlacht bei Sempach 1386 Theil genommen und das Banner von Hohenzollern

Digitized by Google

erbeutet haben. Unter Leopold's Rittern war der ſchwarze Graf, Friedrich von Zollern, einer der Anführer der Nachhut des herzoglichen Heeres. Das Siegeszeichen wurde in der Kirche von Gerſau aufbewahrt, iſt aber jetzt nicht mehr vorhanden. Man erzählt, daß ein in Gerſau angeſiedelter Färber aus Baiern, Hertel, der Kirchenvogt geworden, das Banner beſeitigt und wieder nach Deutſchland befördert habe (1732).

Gerſau hatte nun zwar bei Sempach die Bluttaufe als Eidgenoß empfangen, war aber damit nicht unabhängig von aller Herrſchaft, ſondern die Einwohner blieben den Edlen von Moos pflichtig. Wie es im Mittelalter nicht ungewöhnlich war bei der oft eintretenden Geldverlegenheit der großen und kleinen Herren, konnten die von Moos ihre Rechte verkaufen und verpfänden und Gerſau's Freiheitsſinn, wiewohl er ſich nach außen gegen den Feind der Eidgenoſſenſchaft geltend gemacht hatte, trug doch die Feſſel der Abhängigkeit. In rührender Weiſe entledigten ſie ſich derſelben. Riegert meldet: „Nachdem ſie zehn Jahre geſpart und ſich durch Abbruch an ihrem Munde und ſtrengeres Arbeiten jeder ein Stück Geldes erhauſet hatte, ſo legten ſie es brüderlich zuſammen und kauften im Jahr 1390 von den Edlen Peter, Johann und Agneſe von Moos, deren Vater Schultheiß zu Luzern geweſen und bei Sempach den Heldentod fürs Vaterland geſtorben war, die hohen und niederen Gerichte, Twing und Bann, Grundzinſe und Zehnten um die Summe von 690 Pfund Pfenninge, welche das Pfund

Digitized by Google

à 5 Gulden 3450 rheinische Gulden ausmacht". Wenn man diese Summe nach dem damaligen Werthe des Geldes schätzt, so war sie sehr bedeutend, aber die Gersauer wußten, daß die Freiheit nie zu theuer ist.

Es wäre sehr verkehrt, wenn man sich die Freiheitskämpfe der alten Eidgenossen als auskehrende Revolutionen dächte. Die Urkunde des ältesten Bündnisses der drei Waldstätte 1291 beginnt: „Jedem sei zu wissen, daß die Männer des Thales Uri, die Gemeinde von Schwyz, wie auch die der Männer im Gebirge von Unterwalden in Erwägung der bösen Zeiten sich wohlvertrauenlich verbunden und geschworen haben, mit aller Macht und Anstrengung an Gut und Leuten einander in und außer den Thälern auf eigene Kosten auf und wider alle die zu helfen, welche ihnen oder einem von ihnen Gewalt anthun möchten: das ist ihr alter Bund". Aber unmittelbar auf diese feste Erklärung folgt der Satz: „Wer einen Herrn hat, gehorche ihm pflichtgemäß". So wenig sie aufhören wollten sich als Glieder und Stände des römischen Reiches deutscher Nation zu betrachten, im Gegentheil ganz unmittelbar dem Kaiser und dem Reiche sich unterordneten, so wenig kam es ihnen in den Sinn, die in den lehnsrechtlichen Verhältnissen liegenden und von ihnen als wohlerworben angesehenen Rechte zu negiren; neben dem Freiheitssinn blieb der Gerechtigkeitssinn und Johannes von Müller sagt daher: „Die rhätischen wie die schweizerischen Bünde haben keinen Menschen im Besitz auch der sonderbarsten Befugnisse gestört". Mit dem

Digitized by Google

Schwerte in der Hand traten sie der Gewalt entgegen für ihre politische Sebstständigkeit, die Fesseln der Hörigkeit lösten sie durch Geld, das sie mit schwerer Arbeit verdienen mußten. So handelten die Hünenberger in Zug und so die Gersauer im Jahr 1390.

Als nun Gersau in vollkommener Freiheit dastand und keinen Herrn zwischen sich und dem Kaiser anzuerkennen hatte, benutzte es die Anwesenheit Kaiser Sigismund's, der nach seiner Krönung in Rom 1431 wieder in die Schweiz gekommen war und von Luzern aus den See befuhr, um die Bestätigung seiner Freiheiten und Rechte zu bitten. Die Bestätigungsurkunde oder Handfeste, im Original mit dem großen kaiserlichen Sigill versehen, datirt Basel 1433, befindet sich noch im Archiv von Gersau. Eine solche Bestätigung erschien vornemlich nöthig des Blutbannes wegen, den nur der Kaiser verleihen konnte und Gersau hatte fortan das Recht einen Galgen zu besitzen. Wie man überhaupt in der Schweiz für die Galgen stets die schönsten Punkte auswählte, so thaten es auch die Gersauer. Sie zeigten sich aber bei der Wahl des Orts zugleich als Landleute und Seeleute. Zwei der mächtigen steinernen Säulen standen auf dem Lande, eine im See, so daß der Gehängte nicht bloß zwischen Himmel und Erde schwebte, sondern auch die grüne Fluth den Galgen bespülte. Die drei Säulenfüße sind noch deutlich zu sehen. Den größeren Nachbarn, die überhaupt geneigt waren Gersau mit seiner souveränen Kleinheit zu necken, mochte es als ein Sichwichtigmachen erscheinen, daß Gersau dieses Symbol der hohen

Digitized by Google

Gerichtsbarkeit so in die Welt hinausscheinen ließ und es veranlaßte dies in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts einen Handel mit den übermüthigen Luzernern, der bald zu einem Casus belli geworden wäre. Schiffleute von Luzern stiegen einst zur Nachtzeit in Gersau ans Land und hingen einen Strohmann an den seit lange in Unthätigkeit stehenden Galgen; aber die Gersauer, welche den Thätern bald auf die Spur kamen, säumten nicht, den Strohmann in die Standesfarben der Luzerner, blau und weiß, zu kleiden. Das ergab denn eine regelrechte diplomatische Fehde, die dadurch beendigt wurde, daß die Gersauer der Figur die Kleidung abnehmen, die Luzerner den Strohmann vom Galgen herunterlangen mußten.

Die Reibungen der Gersauer und Luzerner datiren von früher Zeit her. Den Letzteren erschien Gersau wie ein übermüthiger Staat im kleinsten Taschenformat und der Luzerner Diebold Schilling spöttelt in seiner Chronik über die Gersauer „so sich selber für die freiesten Eidgenossen ausgeben, keinem Ort zu versprechen stehn (d. i. unter keiner Schirmgewalt stehen), auch eigen Stock und Galgen haben und sind doch über zwanzig Häuser und Feuerstätte nicht".

Gersau hielt treu zur Eidgenossenschaft, half zum Siege über die Züricher in der Schlacht bei Cappel 1531, schickte eine Compagnie von 75 Mann zu Schiff nach Luzern, als dieses 1653 im Bauernkriege bedroht war, nahm Theil an den spätern Religionskriegen, waffnete sich am Ende des vorigen Jahrhunderts gegen die Franzosen mit aller kriegsfähigen Mannschaft von 16—60 Jahren und verlor mit

Digitized by Google

den Brüdern die Freiheit, bis es sich 1814 wieder als Freistaat constituiren konnte. Da hatte es aber noch einmal einen, wenn auch nicht blutigen Kampf um seine Selbstherrlichkeit mit dem nächsten Nachbarn, Schwyz, zu bestehen und wurde trotz der zähen Abwehr im Jahr 1818 als Bezirk dem Canton Schwyz einverleibt, mit der Ehre freilich, unter den sieben Bezirken des Cantons den Rang nach dem alten Lande Schwyz einzunehmen. Das Gefühl aber, im Rückblick auf seine jahrhundertlange Selbstständigkeit, durch seine natürliche Lage eine besondere Existenz zu haben, hat die Gersauer nicht verlassen.

In einer ausgezeichneten Monographie ist kürzlich die Geschichte des merkwürdigen Freistaats bearbeitet worden vom Regierungsrath Damian Camenzind „Geschichte der Republik Gersau, nach den Quellen der Archive". (Band 19 des Geschichtsfreundes, Einsiedeln 1863; auch besonders abgedruckt.)

Um Land und Leute noch näher kennen zu lernen, begab ich mich im letzten Sommer nach Gersau und es wurde mir dort bald so heimelig, daß ich mich rasch losreißen mußte, um nicht die mir durch weitere Reisezwecke zugemessene Zeit zu sehr zu überschreiten. Der gemüthliche Charakter der „Pension Müller", der anregende Verkehr mit dem genannten Historiker, der genußreiche Wechsel von Bewegung und Ruhe in schönster Sommerzeit fesselten mich von Tag zu Tag. Gersau ist die Uferstation für den ungemein beliebten Kurort Rigi-Scheideck und die dort landenden Dampfer bringen ein reges Leben. Wollte ich Ruhe, so begab ich mich auf-

Digitized by Google

wärts, rechts von der Kirche, zu einer beſchatteten Bank, um über den blanken See bis zum Pilatus hin das Auge ſtreifen zu laſſen und wenn es dunkelte und das letzte Geläute der volltönigen Kirchenglocke dem Tage einen Scheidegruß nachſandte und die Menſchen zur Nachtruhe weihte, dann ſetzte ich mich an's Ufer, um die bald nur als ſchwarze Formen langſam treibenden Fiſcherboote zu ſchauen oder dem muntern Jodler zu lauſchen, der unbekümmert um die ihm grollenden Fiſcher im raſchen Schiffli den See kreuzte. Aus dem bewaldeten Abhange des jenſeitigen Ufers blickten hie und da goldene Augen und weiter rechts verrieth ein hellerer Lichtſchein das langgeſtreckte Beckenried. An einem Abend ſpielte über dem Spießberge, an deſſen Fuße Beckenried liegt, und nach Luzern hin ein Gewitter, während über dem Gerſauer Stock und Rigi-Scheideck die Sterne glänzten, der See wurde unruhig und die Brandung verſetzte mich an den fernen heimatlichen Oſtſeeſtrand.

Das ganze Gebiet des Fleckens Gerſau mit der dazu gehörigen Landſchaft umfaßt nur eine Viertelmeile; die Bewohnerzahl beträgt nach der neueſten Zählung 1725, die der Wohnungen 231. Manche dieſer Wohnungen liegen verſteckt an den Höhen der waldbekränzten Gebirgsſtöcke, der Hochfluh und des Gerſauerſtocks, welche den Flecken einſchließen. Obgleich Gerſau von Lavinen nicht eben bedroht wird, führt doch eine von der höchſten Höhe des Gerſauerſtocks bis an den See reichende Rinne den Namen „Todtenlauizug". Damit hat es folgende Bewandniß. Hoch zu oben liegen noch einige Heimweſen, deren Communication

Digitized by Google

mit dem Flecken schon für Fußgänger sehr schwierig ist und wenn dort ein Todesfall eintritt, so wird der „Todtenbaum" (eine gewöhnliche Bezeichnung für Sarg in der Schweiz) auf neben einander befestigte Tannenstämme gelegt und in der langen Rinne bis an den See herabgesenkt, wo ein Nauen (großes Flachboot) den Todtenbaum und die Leidtragenden aufnimmt, um sie bis an den Kirchhof zu fahren. Kinderleichen werden auf dem Rücken herabgetragen.

Außer der schönen Pfarrkirche im Flecken hat Gersau eine merkwürdige Kapelle, eine Viertelstunde von der Kirche entfernt, auf einer kleinen Erhöhung unmittelbar am See. Bei stürmischer Nachtzeit brennt in der Kapelle eine Lampe, deren Licht weithin gesehen werden kann und den Schiffern, die einen Hafen nicht erreicht haben, die Richtung angiebt, welche sie einhalten müssen. Die Schiffer bekreuzen sich, denn der Ort, von wo der Lichtschein kommt, hat eine schauerliche Geschichte, die jeder kennt, die aber in solchen Augenblicken lebhafter vergegenwärtigt wird.

Aus Urkunden weiß man, daß Anton Murrer und dessen Sohn Hans im Jahr 1570 das „Käppeli zum Kindli" bauten und daß, als eine Vergrößerung nöthig geworden war, der constanzer Suffragan Geist am 14. October 1721 die Kapelle samt dem Hochaltare zu Ehren von Maria Hilf einweihte. Jetzt wird die Kapelle allgemein mit „Kindlimord" bezeichnet und dadurch die Geschichte angedeutet, welche auf einem unzweifelhaft historischen Factum ruhend zu einer mit mancherlei späteren Zusätzen verzierten

Digitized by Google

Sage ſich geſtaltet hat. In der Kapelle findet ſich ein Bild der verbrecheriſchen That mit der Unterſchrift:

„In dieſer einſamen Gegend hat nach uralter Sage ein Spilmann ſeine kleine unſchuldige Tochter aus teufliſcher Bosheit gemordet. Von der Treib her fuhr er mit dem Kind über den See; es bat ihn um Brod. Er landet an, nimmt es bei den Füßen und ſchlägt es ſo lang um die Felſen bis ſein zartes Haupt zerſchmettert iſt. Gottes Rache führte den Mörder auf die Henkerbühne. Zum ewigen Andenken ward zuerſt eine kleine, ſpäter dieſe größere Kapelle zur Ehre Mariens gebaut. 1814".

Nahe vor dem Hügel, auf welchem die Kapelle ſteht, nach Gerſau zu, liegt ein großer Felsblock, an welchem die Unthat geſchehen ſein ſoll. Ein großes Kreuz ſteht davor. Nach der Sage verlor der Mörder ſeinen blutigen Schuh, als er in's Gebirge flüchtete. Davon ſoll eine kleine Berggegend mit mehreren maleriſch gelegenen Häuſern auf dem Wege von Gerſau nach Fiznau den Namen „zum rothen Schuh" führen. Weiter erzählt die Sage, daß, als der Verbrecher in fernen Landen Kriegsdienſt genommen, einſt beim Wachtfeuer das Thema behandelt ſei, daß doch die Sonne alles an den Tag bringe; da habe jener geprahlt, er habe doch etwas gethan, das niemand wiſſe und dadurch ſei er verdächtig geworden und endlich für ſeine Unthat zur Rechenſchaft gezogen. Eine andere ſehr künſtliche Zuthat zur Sage iſt die Unterredung zwiſchen dem Spielmanne und ſeinem Kinde auf der Ueberfahrt. Der rohe Mann fragte das Kind: Was

Digitized by Google

iſt ſüßer als Honig? Das Kind antwortete: Mutterbruſt. Was iſt härter als Stein? Vaterherz. Ueber dieſe Antwort erzürnt habe der unnatürliche Vater das Kind ergriffen und ihm den Schädel am Felſen zerſchmettert.

Die Kapelle zum Kindlimord iſt mit hohen Föhren umgeben, auch ſteht daneben ein großer Nußbaum. Unter dieſem Baume iſt die einige Fuß hohe ſteinerne Baſis für eine Kanzel gemauert und terraſſenförmig liegen umher Steine zum Sitzen für ein andächtiges Publikum. Viermal nämlich im Jahre wird hier Gottesdienſt im Freien gehalten. Es war mir vergönnt, einer ſolchen Feier am Tage von Mariä Himmelfahrt beizuwohnen. Der Pfarrer von Gerſau beſtieg gleich nach Mittag mit der Jugend ſeiner Gemeinde einen ſehr großen Nauen um zum Kindlimord zu fahren, viele Böte von Gerſau und der Nachbarſchaft ruderten demſelben Ziele zu, Fußgänger in großer Zahl bewegten ſich an dem bewaldeten Abhange von Gerſau her und von den Höhen herab. Es war dies bei dem herrlichſten Wetter ein maleriſcher Zug und die Predigt des würdigen Pfarrers über die vollkommene und die unvollkommene Ruhe ſehr paſſend zu der Landſchaft. Durch die Bäume hindurch blickte man auf den ſpiegelglatten, jetzt in vollkommener ſonniger Ruhe zwiſchen den grünen Ufern hingeſtreckten See, doch wie ganz anders, wenn

„der Sturm iſt Meiſter, Wind und Welle ſpielen
Ball mit dem Menſchen, denn wenn der Sturm
In dieſer Waſſerkluft ſich erſt verfangen,
Dann raſt er um ſich mit des Raubthiers Angſt,

Digitized by Google

Das an des Gitters Eisenstäbe schlägt!
Die Pforte sucht er heulend sich vergebens:
Denn ringsum schränken ihn die Felsen ein,
Die himmelhoch den engen Paß vermauern".

In Gerichtsacten oder sonstigen Urkunden ist über jenen Mord des Kindes durch den Vater nichts verzeichnet, vielleicht ist man aber berechtigt anzunehmen, daß die in dem Nebel uralter Sage sich verlierende That dem sechszehnten Jahrhundert angehöre, da die erste kleine Kapelle unzweifelhaft zur Sühne im Jahre 1570 erbaut wurde. Ueber einen andern interessanten Criminalfall aus demselben Jahrhundert existirt dagegen eine Urkunde, welche das gerichtliche Verfahren jener Zeit veranschaulicht.

Ulrich Küchler wurde von Johann Camenzind mit einem „Bymässer" erstochen. Die Verwandschaft des Getödteten ruft das Landgericht an. Da die Obrigkeit wegen der beidseitigen Verwandschaft es nicht wagte, einzig über die Sache abzusprechen, so baten die Landleute die vier Waldstätte, Rathsboten zu diesem Landgericht zu senden. Sie schickten 7 Boten. Vor diesen und dem Ammann, dem Richter eines ganzen Landgerichts, erschienen, als er an offener freier Reichsstraße zu Gersau zu Gericht gesessen und nach löblicher Gewohnheit und altem Herkommen ein offenes freies Landgericht gehalten, des Getödteten Mutter, zwei Schwestern und die Verwandschaft und ließen durch einen mit Recht erlaubten Fürsprech klagen, wie Johann Camenzind ihren Sohn, Bruder und Freund wider alles Recht bei Nacht und Nebel mit einem Beimesser, welches doch ein un-

Digitized by Google

ziemliches und einem Biedermann unangemeſſenes Gewehr ſei, vom Leben zum Tode gebracht, wiewohl er ein anderes Gewehr bei ſich gehabt, daher ſie das Recht anrufen. Der Fürſprech der Verwandſchaft des Angeklagten ſtellt den Fall als Nothwehr dar. Nach nochmaligem Vortrage der beiden Parteien wurde erkannt, daß die Zeugen abgehört werden ſollten. Sodann wurde nach gehaltener Umfrage beſchloſſen, daß man drei Straßen durch den Gerichtsring mache und den Angeklagten drei Mal rufe. Da der Gerufene nicht erſchien, wurde der Gerichtsring wieder geſchloſſen und zu Recht erkannt, daß das Landgericht verbannt und verſichert werden ſolle, daß die Richter, welche das Urtheil fällen würden, von niemandem deshalb befehdet und gehaßt und das Gericht geſchirmt werden ſolle. Auf des Richters Umfrage fällten die Rechtsboten und das Landgericht folgendes Urtheil: da Johann Camenzind auf die drei Rufe nicht erſchienen, wiewohl ihm doch das Landgericht zu Haus und Heim verkündet worden, ſo ſoll er ſich wegen dem Todſchlag, den er an Ulrich Küchler begangen, nie mehr verantworten können, des Todſchlags wegen ſoll er ſtets erblos (— vielmehr „elos“ —) und rechtlos ſein in Marchen und Zielen der Landſchaft Gerſau und als ein Todſchläger verrufen werden; der Verwandtſchaft des Getödteten, die ihn mit Recht zu rächen hat, ſoll erlaubt ſein, gegen den Leib des Johann Camenzind, wo ſie ihn in der Landſchaft Gerſau betreten, nach Gefallen zu handeln; das ſämtliche Gut desſelben, nach Abzug der Gerichtskoſten, verfällt der Obrigkeit, außerdem ſoll nach dem Gutdünken derer von Gerſau zu

Digitized by Google

Troſt und Hilf des Umgebrachten etwas nachgethan (Seelenmeſſen gehalten) werden; niemand ſoll den Thäter hauſen oder ſpeiſen unter Strafe der Mitſchuld.

Die Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens iſt hier mit der allgemeinen Formel „an offener freier Reichsſtraße" ausgedrückt, obgleich durch das Gebiet von Gerſau in Wirklichkeit eine Reichsſtraße nicht ging. Die Verſtärkung des Landgerichts durch 7 Boten der Waldſtätte geſchah aus Vorſicht, wahrſcheinlich weil der Getödtete in den Waldſtätten Verwandtſchaft hatte, deren Blutrache und Fehde dadurch zurückgedrängt werden ſollte; daß die Gerſauer als Eidgenoſſen allgemein gehalten geweſen ſeien, zu ihrem Landgericht Rechtsboten aus den Waldſtätten zuzuziehen, iſt durchaus nicht anzunehmen. Der Angeklagte wurde in allgemein üblicher Weiſe, nachdem ihm zuvor das Landgericht zu Haus und Heim verkündet worden, gerufen. Eigentlich ſollte der Ruf an drei auf einander folgenden Landtagen geſchehen, aber allgemein kam man im ſpätern Mittelalter zu der Abkürzung des dreimaligen Rufes an einem Landtage. Die alte Geſtalt der Gerichtsſitzung war rund und ringförmig und auch wo man davon abwich, erhielt ſich die Bezeichnung Ring und Ding oder, wie in der obigen Relation, Gerichtsring. Auch wenn man wußte, wo ſich der flüchtige Todſchläger aufhielt, wurde der Ring an drei Orten aufgethan und ihm die Möglichkeit gegeben auf den drei Wegen ins Gericht zu kommen. Daß der Ruf nicht nach den vier Weltgegenden geſchah, erklärt ſich daraus, daß durch ein Aufthun des Ringes nach allen vier Seiten hin der Ring gänzlich auf-

Digitized by Google

gelöst worden wäre. Da der in rechter Weise Gerufene nicht erschien, so wurde der Ring wieder geschlossen und das Gericht feierlich durch den Richter, dessen nothwendiges Attribut der Gewalt das Schwert war, gebannt. Die Parteiverhandlung drehte sich im obigen Falle um die Frage, ob es eine ehrliche oder unehrliche Tödtung gewesen. Das Letztere behauptete die anklagende Freundschaft des Getödteten und berief sich auf das Tödtungsinstrument, das keine ehrliche Waffe sei, zumal da Johann Camenzind ein anderes Gewehr (einen Degen) getragen habe. Als der Angeklagte nicht erschien, mußte die Verrufung (Acht) desselben erfolgen, durch welche hindurch wir den Hintergrund der Blutrache sehen: der Familie des Getödteten, die ihn zu rächen (wie zu erben) hatten, wurde, wie sonst die Formel lautet, des Todschlägers „Leib ertheilt". Er wurde auch allgemein friedlos gelegt, so daß niemand ihm ein Obdach geben (hausen und hofen), niemand ihm Speise und Trank geben sollte.

Als eine erst in neuester Zeit verschwundene Eigenthümlichkeit Gersau's hatte ich oft nennen gehört die Bettler- oder Gaunerkirchweih und ich benutzte meinen dortigen Aufenthalt darüber Genaueres zu erfahren. Was zuerst den Namen betrifft, so hat man in Gersau nie Gaunerkilbi gesagt, sondern der offizielle Name ist Feckerkilbi d. i. Kirchweih der Vagabunden oder fahrenden Leute. Ueber dieses seltsame Fest gab mir mein freundlicher Berichterstatter folgende Auskunft.

Die Feckerkilbi wurde an der gewöhnlichen Kirchweih,

Digitized by Google

seit 1722 am ersten Sonntag nach der Auffahrt Christi abgehalten. Von nah und fern fanden sich Vagabunden aller Art mit Weib und Kind, 100 bis 200 an der Zahl, in Gersau ein. Gewöhnlich langten sie schon an Freitag oder Samstag an, nahmen in den Ställen der umliegenden Bauernhöfe ihr Nachtquartier oder campirten im Freien. Ein reges munteres Leben entfaltete sich sofort. In malerischen Gruppen lagerten sich Jung und Alt, Männer und Weiber bunt gemischt auf dem grünen Teppich der Wiesen unter schattigen Bäumen oder auf weichem Moose unter Gesträuch. Da wurde gekocht, gewaschen, geflickt, gescherzt, gelacht und allerlei Muthwill getrieben, zum großen Ergötzen der schaulustigen Jugend Gersau's.

Am Kirchweihsonntag, nach dem vormittägigen feierlichen Gottesdienste zog sodann die ganze Feckerschaar, die Weiber mit kleinen Kindern auf dem Rücken, möglichst armselig gekleidet, unter der Aufsicht eines vom Rathe hiezu bestellten Bettelvogts von Haus zu Haus im Dorfe herum, Almosen zu sammeln, welche ihnen von den Häusern zugeworfen wurden. Nach diesem Umzuge entfaltete sich ein anderes Bild. Die Fecker kehrten in ihr Hauptquartier zurück, wechselten die Kleider, um möglichst aufgeputzt zu erscheinen und nun begannen auch für sie die allgemeinen Kilbefreuden. Jung und Alt lagerte sich im Kreise, es wird gesotten, gebraten und „gekuechelt", die braune Zigeuneralte mit dem orientalischen Kopfputz fungirt als Oberköchin. Zum Zeichen des Ueberflußes werden die Zweige von den Gesträuchen in die „Knöchli-Pfanne" heruntergebogen, um

die daran hängenden Blätter als neugebackene „Knöchli“ zurückschnellen und als nagelneue Früchte von der neugierigen Jugend pflücken zu lassen. Die seltsame Sitte scheint bei den Vaganten allgemein gewesen zu sein, denn von der „Bettlerküche“ an der Grenze von Bern und Solothurn, zwischen Farnern und Rumisberg, wird dasselbe erzählt. Diese Bettlerküche ist ein Platz mit einigen Holundersträuchen, von einem großen Felsen bedacht und wurde bis zur Neuzeit zum Rendez-vous der fahrenden Leute fleißig benutzt.

Am Montag ist Jahrmarkt. Da kommen auch die Fecker, um ihre Einkäufe zu machen und sie sind nicht die schlechtesten Käufer. Alsdann geht es zum Tanze, gewöhnlich in einer großen Scheuer. Im hochzeitlichen Kleide, mit Sträuschen geschmückt, ziehen die kräftigen, fröhlichen Burschen mit den feurigen, braunen Mädels und die jungen Paare, welche kürzlich in eine „Civilehe mit natürlicher Hinneigung“ getreten sind, zum Feste. Freudig schmunzelt der Wirth bei der Ankunft dieser Gäste, die heute Geld in Hülle und Fülle haben und bereit sind, auch den letzten Heller in Saus und Braus zu verzehren. Ein von ihnen erwählter Altvater hält die Ordnung aufrecht und höchst selten giebt es Streitigkeit.

Am Dinstag mußten die Fecker das Land wieder verlassen, sonst wurden sie polizeilich fortgeführt. Aber solche Eventualität warteten diese Weltbürger nicht ab.

Den Ursprung der Feckerkilbi kennt niemand, sie war eben eine althergebrachte Sitte, um welche sich die Obrigkeit

Digitized by Google

nicht weiter kümmerte, als daß sie unter besonderen Verhältnissen besondere Verfügungen traf, die als Ausnahmen angesehen werden müssen. Daher kommt es denn auch, daß sich über diese eigenthümliche Sitte, an die man sich in Gersau ganz gewöhnt hatte, wenig aufgezeichnet findet. Einige polizeiliche Anordnungen, die in den älteren Protokollen erhalten sind, verdienen kaum eine Erwähnung und scheinen eine sehr geringe nachhaltige Wirkung gehabt zu haben. In den 1830er Jahren, als man in der Schweiz anfing das Polizeiwesen strenger zu handhaben und namentlich die Heimatlosen mehr ins Auge faßte, wurde gegen die Feckerkilbi eingeschritten, indeß erschienen bis in die 40er Jahre noch einzelne Paare solcher Landfahrer, um an der allgemeinen Kirchweih Theil zu nehmen und des entrückten goldenen Zeitalters zu gedenken.

Es liegt sehr nahe, das Institut der Feckerkilbi mit dem Asylrecht in Verbindung zu bringen. In einem Wirthshause zu Gersau war früher eine besondere Freibank; wer dahin flüchtete, genoß zeitweilig Schutz vor seinen Feinden wie vor der Obrigkeit und wie die Fecker drei Tage in Gersau verweilen durften, so ist in den Berichten über die zahllosen kirchlichen und ähnlichen Freistätten des Mittelalters häufig eine dreitägige Frist genannt. Allein die Begründung der Feckerkilbi aus dem Asylrecht läßt sich doch nicht durchführen. Auf die drei Tage kann nicht viel Gewicht gelegt werden und solcher Freibänke gab es überhaupt viele, auch in nächster Nähe, wie auf der Treib und in Brunnen beim Adler. Es wird erzählt, daß

Digitized by Google

Joh. Georg Ortolf, Conventual in Engelberg, von 1594—1596 und wiederum von 1617—1626 Pfarrer auf Morschach an der Frohnalp, der wegen Entführung einer Nonne aus dem Frauenkloster in Engelberg der Justiz in die Hände gefallen war, in Brunnen seiner polizeilichen Begleitung entrann, sich beim Adler an die Freibank flüchtete und dadurch rettete. Die Feckerkilbi war vielmehr ein stillschweigend gemachtes Compromiß zwischen Gersau und der Masse der Vagabunden, welche die Schweiz durchschwärmten und hier leicht Schlupfwinkel finden konnten. Gersau war kein polizeistarker Staat und in seiner abgeschiedenen Lage konnten ihm jene Kinder der Nacht sehr gefährlich werden. Dadurch mag dieses Zugeständniß der dreitägigen Kilbi entstanden sein und die Fecker waren nicht undankbar und zeigten sich des geschenkten Vertrauens nicht unwürdig. Wiewohl allerlei Gesindel und Verbrecher unter ihnen waren, blieb das Eigenthum der Bürger zur Zeit der Kilbi ungefährdet und während der übrigen Zeit des Jahres mieden sie Gersau. Sehr deutlich zeigten die Fecker, daß ihnen diese Festtage der Kirchweih Ehrentage waren und mit einer gewissen Ostentation bemühten sie sich dann als wahre Gentlemen zu erscheinen.

In früherer Zeit hatten die Nachbarn Gersau's, besonders die Luzerner, die üble Gewohnheit, Gersau als das schweizerische Schilda oder Schöppenstedt anzusehen und noch jetzt hört man von „Gersauer-Stückli" sprechen, wie in Baiern die nachbarliche Freundschaft sich mit „Weilheimer Stückl" belustigt. Schon der Chronist Diebold Schilling

Digitized by Google

gebraucht diesen Namen und will damit die Gersauer als Böoter, aber mit einer guten Portion Bauernschlauheit versehen, charakterisiren. Besonders bekannt ist folgendes Gersauer-Stückli. Die Gersauer wollten einmal einen Dieb hängen und da der Weg zum Galgen an dem Bergabhange sehr beschwerlich ist oder vielmehr kein Landweg dahin existirt, wollte man nach früherer Gewohnheit die Gelegenheit des Wassers benutzen und ein großer Nauen war zugerüstet, um Menschen und Apparat bis an den Fuß des Galgens zu fahren. Als nun auch die Hauptperson, der arme Sünder, einsteigen sollte, erklärte er, eine unüberwindliche Abneigung gegen das Wasser zu haben, ja geradezu wasserscheu zu sein, man möge ihn doch den Landweg gehen lassen, der zwar schwierig sei, aber der Weg zum Himmel sei es ja auch. Die gutmüthigen Gersauer wollten den armen Menschen nicht einen doppelten Tod erleiden lassen, daher beschloß man, für das übrige Personal sich zwar des Nauens zu bedienen, den Delinquenten aber den Landweg gehen zu lassen, jedoch ihm eine Glocke umzuhängen, damit man vom Schiffe aus hören könne, ob er sich auch auf dem rechten Wege zu seinem Ziele befinde. Deutlich hörte man nun fortwährend die Glocke, als aber der Nauen bei dem Galgen ankam, sah man einen großen schwarzen Ziegenbock mit der Glocke behangen herankommen. Das konnte nur Teufelswerk sein und der Ziegenbock wurde am Galgen aufgeknüpft. Die spöttischen Nachbarn meinten aber, der Delinquent habe in dem Gebüsch des Bergabhanges einen wirklichen Ziegenbock angetroffen,

Digitized by Google

dieſem die Glocke umgehängt und ſei ſelbſt bergauf geeilt.

Die Gerſauer wiſſen übrigens recht gut darauf zu antworten, wenn ihnen ihre „Stückli“ vorgehalten werden. Vor mehreren Jahren ſaß der Landammann B., ein ungemein großer ſtarker Mann, in einem Wirthshauſe in Luzern gemüthlich beim Schoppen und ließ ſich auch in ſeiner Ruhe nicht ſtören, als ein übermüthiger Luzerner anfing Gerſauer-Stückli auszukramen. Nachdem der Vorrath ausgegangen war, fragte B., ob er nicht mehr Stückli wiſſe. Als der Erzähler erklärte, er ſei damit zu Ende, ſagte B.: „Aber ich weiß noch eins“, ſtand auf, und verſetzte dem Luzerner eine koloſſale Ohrfeige, daß dieſer unter den Tiſch rollte.

Auf dem Wege von Gerſau nach Rigi-Scheideck kommt man in eine Gegend, die das obere Gſchwänd heißt. Es iſt dort eine Kapelle und die Matten umher tragen die ſonderbaren Namen Grüſelboden, Burggeiſt und Haſenbühl. In der Alphütte des obern Gſchwänds ſommerte gegen das Ende des ſechszehnten Jahrhunderts der reiche, aber hartherzige Senn Klaus, der die Heirat ſeiner einzigen Tochter mit dem hübſchen, aber armen Florentin durchaus nicht zugeben wollte. Da wurden ihm in der Nacht vor dem Jacobstage 60 Stück Vieh getödtet und ein Jahr darauf in derſelben Nacht 24 Stück. Um die Hütte hatte man Männer wandeln ſehen, die hinauf bis in die Wolken reichten, mit feuerrollenden Augen, die ſo groß waren wie

Digitized by Google

ein centnerschwerer Käse. Sie hinterließen einen solchen Schwefeldampf, daß Klaus davon erlahmte. Da entdeckte Florentin an der Stelle, wo er oft von dem Mädchen heimlichen Abschied hatte nehmen müssen, auf dem Schneeälpeli, eine Mineralquelle, trug den jammernden Klaus hinauf und als der Alte in kurzer Zeit genesen war, gab dieser sein Kind dem Retter zur Frau. Die jungen glücklichen Leute bauten nun droben ein Haus, das sie zur Erinnerung an ihre früher hoffnungslose Liebe „Scheideck" nannten.

Mit dieser Sage wird die Aelplerkilbi der Gersauer in Verbindung gebracht. Als sich die Sennen in eine Bruderschaft zusammengethan hatten, erbauten sie im Gschwänd zwei Kapellen und in und bei der obersten Kapelle auf dem Käppeliberge feiern sie alljährlich am St. Jacobstage ihr Bruderschaftsfest mit Gottesdienst, ländlichen Spielen, Schwingen, Steinstoßen und Tanz. Zugführer sind die Wildlüti, zwei große Männer in Tannenrinde gekleidet, mit grotesken Bartmasken, junge Tannen mitsamt den Wurzeln auf den Achseln tragend und dabei allerlei Sprünge machend. Diese Wildleute bedeuten nach der Meinung des sagenkundigen Rochholz*) die riesenmäßigen Ureinwohner der Hochalpen, welche von der Alpenwirthschaft lebten, aber von den Sennen, wie die Rothhäute Amerika's von den Pionieren, aus ihrem ursprünglichen Besitzstande vertrieben wurden. Aus Rache dafür erregen sie die gräulichen Hochgewitter, in denen sie Verderben bringend aus ihren Bergklüften herabkommen, wie

*) Naturmythen (1862) S. 15.

Digitized by Google

es auch der Klaus erfuhr. Um sich gegen die verheerende Gewalt dieser Berggeister zu schützen, hätten dann die Sennen oben in den Alpen, oft hart am Rande von Firn und Gletscher, zahlreiche Bergkapellen gebaut; zum Andenken aber an ihre so gebändigten Widersacher lassen sie die Wildlüti an der Aelperkilbi auftreten und Possenspiel treiben. Andere Alterthumsforscher sehen in den Wildlüti die alten Bergmännchen, welche in Volkssagen als Freunde der Sennen in den guten alten Zeiten mit ihnen im traulichen Verkehr lebten.

IV.

Der Seelisberg und das Isenthal.

Wem in knapp zugemessener Reisezeit es nur vergönnt ist, nach der Besteigung des Rigi eine Fahrt den Vierwaldstättersee entlang zu machen, die zackigen Mythen zu schauen, den Uri-Rothstock und den Bristenstock anzustaunen, sich den Anblick der Tellsplatte am Fuße des großen Axen zur einen, des Rütli zur andern Seite nicht entgehen zu lassen, der wird mit Wehmuth scheiden von der Wiege der freien Schweiz und wenn er daheim nun Schillers Tell wieder in die Hand nimmt, so wird sein Entzücken wechseln mit der Verwunderung, wie der Dichter ohne eigene Anschauung so treu das Oertliche und den Charakter dieser Gebirgswelt habe schildern können und daß ihm nur der kleine Fehler vorgeworfen werden kann, Surénnen statt

Digitized by Google

Sirenen gesagt zu haben. Wen die Zeit nicht drängt und wer nach Eisenbahnhast und Rigigetümmel einige Tage ausruhen möchte im stillen Frieden und von hoher Warte die ganze herrliche Gegend überschauen, der gehe auf den Seelisberg, eine Stätte am buchtigen See, die zwar von näher Wohnenden seit lange gesucht wurde, um sich an dem Lebensbalsam der reinen Bergluft zu kräftigen, von Tausenden der Vorüberfahrenden aber nicht beachtet ist.

So durfte man noch vor einigen Jahren sagen, aber jetzt ist es anders. Für den Wirth des dortigen Kurhauses ist zwar das goldene Zeitalter erschienen, für diejenigen, welche den Seelisberg in früherer Zeit lieb gewonnen haben, das eiserne. Der Seelisberg als Curort hat drei Epochen. Zuerst die Zeit wo das alte echtschweizerische wettergebräunte, an die bewaldete Bergwand geklebte Haus, „das comfortable Felsennest ob dem Urnersee", das jetzt durch den Neubau in den Schatten gesetzt ist, nur eine kleine Zahl von Gästen beherrbergen konnte, aber diese durch einen unsichtbaren Spiritus familiaris gar bald in eine Familiengemeinschaft brachte. Wenn die Excursionen des Tages beendet waren und ein frugales schmackhaftes Nachtessen eingenommen war, erfreute noch Papa Aschwanden, der alte Wirth, in dem niedrigen braungetäfelten Speisezimmer seine Gäste durch Erzählungen, besonders vom kirchenhistorischen Gebiete. Die Anziehungskraft des Seelisbergs machte aber einen Neubau nothwendig und dieser mußte 1861 vergrößert werden. Die Stammgäste hatten sich zwar auf dem Sonnenberge alter Verfassung behaglicher gefühlt, es

Digitized by Google

fiel ihnen aber nicht ein, von ihrer Stammgast-Treue zu weichen und ihr Einfluß machte sich auch in der vergrößerten Gesellschaft noch geltend. Davon kann jetzt nicht mehr die Rede sein, denn es hat eine Völkerwanderung nach dem Seelisberge begonnen und der dortige Verkehr giebt dem Rigigetümmel wenig nach. Man hört dort viele Zungen reden und mannigfache Reisemoden machen sich geltend. Wer nicht Monate vorher sich dort Quartier bestellt hat, kann von Glück sagen, wenn er in der Saison einen Platz erhält, daher an den Bau eines zweiten großen Hôtels gedacht wird. Der freundliche Wirth thut sein Mögliches das große Reich zu beherrschen, aber man befindet sich in einem unruhigen Gasthausleben auf der Reise, dem man früher gerade entfloh, wenn man auf den Seelisberg zog.

Ich will aber Niemandem den Besuch des Seelisbergs verleiden und auch mir den Genuß nicht versagen, zu schildern, was ich dort fand.

Der Seelisberg, an der Grenze Unterwaldens, gehört schon zum Canton Uri wie die Treib, der Landungsplatz Brunnen gegenüber, der nicht selten bei stürmischem See zu einem Nothhafen wird für den Uri-Nauen, das von Flüelen nach Luzern fahrende Marktschiff und für Böte, die in Gefahr gerathen sind. Wenn Reisende an der Treib aussteigen wollen, halten die Dampfschiffe in der Nähe an und ein Boot von der Treib nimmt die Reisenden auf. Das Wetter begünstigte mich nicht, als ich zum ersten Mal dort

Digitized by Google

landete, aber ich war in guter Gesellschaft und während der Regen an die Fenster peitschte, fühlten wir uns bald recht behaglich in dem kleinen reinlichen Wirthshause. Die mit dem Eingeregnetsein entstandene Stimmung ist anfangs immer getheilt zwischen der Befriedigung, die das Obdach gewährt und der unliebsamen Versetzung; wer aber den Willen hat seinen Reisehumor nicht zu verlieren, dem beginnt die Schattenseite des Daseins zu schwinden, wenn er nach und nach durch seltsame Costüme gegen das Unwetter sich sichernde fahrende Leute dieselbe Schicksalsbühne betreten sieht und die nach den Individualitäten so verschiedenen Expectorationen hört, mit denen sie ihrem Aerger Luft machen oder als praktische Weltweise sich zeigen. Es ist nicht immer ein schlechter Trost Leidensgefährten zu haben. Die Mitleidenschaft auf der Reise bringt die oft aus verschiedenen Weltgegenden zusammengeworfenen Menschen sehr bald in einen vertraulichen Verkehr, dessen man sich später noch gern erinnert; der Regen knüpft den Bund, der Sonnenschein löst ihn auf.

Während der Regen-Quarantäne auf der Treib brachte ich das Gespräch auf den Heldenkampf der Unterwaldner gegen die Franzosen im Jahre 1798, da ich mich erinnerte, diese Schifflände in der Geschichte jener Zeit erwähnt gefunden zu haben. Oberhalb des Wirthshauses, in welchem wir saßen, hinter welchem sich sogleich der Berg erhebt, standen in dem Jahre nach jenem Kampfe Batterieen der Franzosen, während die Oesterreicher Brunnen und die Umgegend inne hatten. Ohne sich viel zu schaden, hatten

Digitized by Google

die Feinde ſich bisweilen feurige Grüße zugeſendet, wobei es den Bewohnern der Treib recht ungemüthlich geweſen ſein mag, aber die öſterreichiſche Artillerie war ſo human, die kleine Taverne zu verſchonen. In dem Schickſalsjahre Unterwaldens hatte die Treib einen Wirth gehabt, der unter dem Namen „Fürſprech Huſer“ noch im Munde des Volks bekannt iſt und als intimer Freund des Kapuziners Paul Styger, des raſtloſen Leiters der Bewegung, damals eine nicht unwichtige Rolle ſpielte. Huſer befehligte als Hauptmann eine Compagnie Freiwilliger vom Seelisberg, die den Unterwaldnern zu Hülfe zog, mußte dann, als die Franzoſen mit Mord und Brand Unterwalden pacificirten und auch die Treib und den Seelisberg beſetzten, flüchten und begab ſich zu den Oeſterreichern, als dieſe am andern Ufer des Sees Poſto gefaßt hatten. Durch ſeine Ortskenntniß ſuchte er den Oeſterreichern zu nützen und ſetzte wieder ſein Leben aufs Spiel, indem er in einer Nacht von Siſikon, dem kleinen Dorfe zwiſchen der Frohnalp und dem Axenberge, auf einem Floſſe der einfachſten Conſtruction, das aus zwei Balken beſtand, auf welchen er einen Laden befeſtigt hatte, mit zwei Holzſchaufeln, die er als Ruder gebrauchte, zum Rütli hinüberfuhr, um die Stellung der Franzoſen am Seelisberge auszukundſchaften. Sein weiteres Leben war auch voll Unruhe, denn in einer Zeit, in welcher nach kühner Lautverſchiebung die franzöſiſch geſinnten Schweizer den Namen Patrioten führten, konnte ein Patriot wie Huſer nicht gedeihen. Eine Zeitlang war er wieder Wirth in dem Gaſthauſe bei der Pfarrkirche auf

Digitized by Google

dem Seelisberg, dann zog er nach Bürglen, wo er 1837 sein bewegtes Leben endigte,

Alles hat seine Zeit, auch ein Landregen am Vierwaldstättersee. Spät am Nachmittage klärte sich das Wetter etwas auf; die freundliche Wirthin der Treib hatte noch die Vorsicht, uns mit einem „Dach", wie man dort einen Regenschirm von beträchtlicher Dimension nennt, zu versehen und wir pilgerten bergan auf dem nun zwar schlüpfrigen, aber durchaus nicht beschwerlichen Wege, auf dem man leicht in einer Stunde an das Ziel gelangt. Ein wohlbeleibter Alt-Rathsherr von Luzern, alljährlicher Stamm-Berggast, der keine Neigung hatte sich zum Märtyrer zu machen, ließ sich auf einem Tragsessel hinaufcolportiren und wir beneideten ihn nicht um diese Bequemlichkeit, denn es war uns eine Wohlthat, nach mehrstündiger Clausur die Beine zu strecken. Schon dunkelte es, bevor wir oben angekommen waren, die Schatten der untern Welt rückten uns näher und näher, aber auf ihnen getragen zitterten Feierklänge durch die Luft, die sich mit dem Rauschen des Waldes zu einer ernsten Harmonie verbanden: dem Sonnenuntergange, auch wenn man die Himmelskönigin nicht in goldner Glorie scheiden sieht, ist ein tägliches Requiem gewidmet in den zahlreichen Gotteshäusern rings umher; es läuteten die Glocken von den Kirchen und den nahen und fernen Waldkapellen unter und neben uns und bald auch über uns von der Pfarrkirche und der Kapelle auf dem Seelisberg.

Da wo jetzt die Pfarrkirche auf einer Bergterrasse steht, umgeben von einigen Häusern, war früher nur eine

Digitized by Google

Kapelle, die als Filiale zur Pfarrkirche von St. Martin in Altorf gehörte. Jetzt hat der Seelisberg außer der Kirche noch die schöner gelegene, von drei majestätischen Linden beschattete Kapelle Mariä-Sonnenberg, etwa zehn Minuten von der Kirche entfernt. Ein solches Gotteshäuschen, 1300 Fuß über dem Spiegel des Vierwaldstättersees, repräsentirt schon in seiner Lage das Ueberirdische und kein Wanderer, wes Glaubens er sei, wird gefühllos vorüberziehen. Die katholische Kirche hat es so wohl verstanden, den Menschen die Allgegenwart Gottes zum Bewußtsein zum bringen, da Kirchlein zu bauen und stets geöffnet zu halten, wo Waldeinsamkeit den Menschen sinnig macht oder eine großartige Natur mit heiligem Schauer erfaßt. Die rasch zunehmende Dunkelheit hinderte uns, das große Landschaftsbild jetzt zu überschauen, aber die Zeit, wo sich Tag und Nacht scheiden, ist ganz geeignet an einem solchen Orte in eine ahnungsvolle Feierstimmung zu versenken und obgleich ich am folgenden Tage und oft noch von dort den Blick konnte schweifen lassen über die an Wechsel so reiche Gegend, danke ich dem magischen verschleiernden Halbdunkel jenes Abends eine Andacht, die allein mir den Seelisberg unvergeßlich machen würde.

Die Tagfahrt war zu Ende, das Kurhaus „Sonnenberg", nur wenige Schritte von der Kapelle entfernt, war erreicht.

Da der größte Theil der zahlreichen Kurgäste im großen Speisesaal versammelt war, begab ich mich alsbald dahin, um zu recognosciren und es bedurfte nur weniger

Digitized by Google

Minuten, um zu erkennen, daß Basel hier besonders stark vertreten war, denn von allen Seiten hörte ich aus dem Munde der Damen das wohlbekannte: Jo! und ich fand auch Herren aus Basel, die ich vor einigen Jahren in Engelberg angetroffen hatte. Die Basler sind Pioniere; wenn ein Kurort von Gästen aus anderen Weltgegenden überfluthet wird, so suchen sie sich im nächsten Jahre eine andere Stätte und die Wahl des Sonnenbergs zeigt, daß sie mit Geschmack zu wählen wissen.

Wer auf der Reise zur Nachtzeit an einen Ort gekommen ist, den eine schöne Aussicht in Ruf gebracht hat, der wird schwerlich am andern Morgen lange der Ruhe pflegen, wenn er auch nicht gerade genöthigt ist einen Sonnenaufgang mitzumachen, was ich immer für einen theuer erkauften Genuß halte. In Seelisberg ließ mir die Sonne den Vorgang, denn als ich am Morgen von dem Balkon herabschaute, war der ganze Urnersee noch mit Nebel belagert und an den Bergen hüben und drüben hingen Wolken, aber nicht von der schweren schwarzgrauen bedrohlichen Gattung, sondern als leichtere Ueberhänge, die zum Abziehen bereit sind, sobald ein Morgenwind sie erfaßt. Als sich die träge Nebelmasse auf dem See in Bewegung gesetzt hatte, wurden zuerst nur noch einzelne Punkte am Ufer für Augenblicke sichtbar, dann trat Brunnen hervor, während die Frohnalp dem Seelisberge gerade gegenüber noch mit einem großen weißgrauen Schleier verhängt war. Hier begann nun ein Kampf, dessen raschen Wechsel ich in dieser Art noch nicht gesehen hatte. Plötzlich stand der kolossale

Digitized by Google

Kegel vor unſeren Augen, aber nach einigen Minuten ſtellte ſich der Schleier wieder ein, zwar weißlicher geworden, aber doch noch dicht genug, um das Jenſeits zu verdecken. Dieſe Metamorphoſe wiederholte ſich in kurzen Zeiträumen mehrere Male, bis nicht nur die Frohnalp und das daran geheftete Dörfchen Morſchach, ſondern die Tellskapelle und bald auch Flüelen am Ende des Urnerſees in voller dauernder Klarheit daſtand, und ſelbſt von dieſer Höhe herab, von der die zeitweilig vorüberfahrenden Dampfſchiffe ſehr klein erſcheinen, erkennt man die grüne Farbe des Waſſers.

Es gibt manche Kurorte in der Schweiz, ausgezeichnet durch ihre Luft und denen, die gezwungen ſind Pindars Worte „das Waſſer iſt das Beſte" für eine Zeit zu ihrer Deviſe zu machen, durch das Waſſer heilbringend, aber es fehlt ihnen oft eine ſchattige Umgebung oder höchſtens iſt durch Kunſt ein Plätzchen in der Nähe gewonnen, zu dem man in den heißen Tagesſtunden ſich flüchten kann. Das Kurhaus zum „Sonnenberg" hat nicht bloß Sonne zum Erwärmen, ſondern Waldesſchatten zur Kühlung in nächſter Nähe und nach allen Seiten hin ſchöne Zielpunkte für kleine Wanderungen. In einer halben Stunde erreicht man am Waldesrande das „Känzli", einen Felſenvorſprung, der ſteil abfällt zum See und eine ſchöne Ueberſchau der ganzen Gegend von Luzern bis Schwyz gewährt. In anderer Richtung liegt nicht eine halbe Stunde vom Kurhauſe ab der liebliche grüne kleine See, von welchem der Seelisberg ſeinen Namen hat, am Fuße des Niederbauen oder Seelisberger-Kulms. Zur Rechten des Seeli führt der Weg

Digitized by Google

auf das unterwaldensche Dorf Emmeten, zur Linken nach Bauen. Der See soll unendlich tief sein, wie man auch abnehmen kann aus der Höhe der Bergpyramide, die aus ihm aufsteigt. Natürlich fehlt es dem See nicht an der Sage von einem ungeheuern Fisch, der in der Tiefe hauſ't, denn wie das Weltmeer seine Seeschlange hat, so birgt ein einsamer Bergsee in seiner geheimnißvollen Tiefe ein Ungeheuer, das die anderen Fische verzehrt. Der Beweis dafür liegt in der geringen Zahl der Fische in diesen Seen, aber nur Hellsehende, Frohnfastenkinder, erblicken das Ungethüm bisweilen an der Oberfläche des Wassers. Die alte Krebserin, welche früher das Kurhaus auf dem Sonnenberge mit Krebsen versorgte, hatte den großen Fisch im Seeli häufig gesehen. Ein Bauerknabe, der aus einem der wenigen Häuser, die auf den grünen Matten umher liegen, zu mir herankam als ich an dem romantischen Gelände saß, hatte ihn noch nicht geschaut, gab mir aber die sonderbare historische Notiz, daß der Seelisberg früher den Namen Frohberg geführt habe, bevor das Seeli da gewesen sei.

Von der Garten-Terrasse des Kurhauses blickt' man gerade auf das Rütli herab, welches Schiller beschreibt

„— — — Links am See, wenn man
Nach Brunnen fährt, dem Mytenstein grad' über
Liegt eine Matte heimlich im Gehölz,
Das Rütli heißt sie bei dem Volk der Hirten,
Weil dort die Waldung ausgereutet ward."

Digitized by Google

Statt dieſer Form des Namens, deſſen ſich unſer Dichter bedient, iſt in der Schweiz „Grütli“ gebräuchlich, aber von ſprachlicher Seite verdient wohl „Rütli“ den Vorzug, denn „G'rüt“ iſt ein Complex und dazu paßt die Diminutivendung nicht. Sehr klein erſcheint auch vom Seelisberge dieſe Bundeswieſe, auf der die große That des ſchweizeriſchen Freiheitskampfes begonnen haben ſoll.

Jetzt hat die Kirche auf dem Seelisberge oder wie der Ort, an dem ſie ſteht, genauer heißt, dem „Zingel“, einen Pfarrer und einen Pfarrhelfer dazu und bisweilen kommt auch ein Kapuziner von Altorf, um dort zu predigen. Ein ſolcher ſchloß einſt ſeine Predigt mit der ergreifenden Apoſtrophe an die Gemeinde: „Lieben Brüder und Schweſtern in Chriſto! Ich kann nicht ſchließen, ohne Euer Mitgefühl in Anſpruch zu nehmen für einen Bruder meines Kloſters, der in den letzten Zügen liegt, für den Bruder Ankenhafen.“ (d. i. Butterfaß) „Muß ha! Muß ha!“ riefen die gerührten Frauen und es wurde dem guten Pater ſo viel Butter zugetragen, daß er einen Knecht dingen mußte, um den Vorrath nach Altorf zu bringen. Vielleicht iſt es die geſunde Alpenluft und der Segen ſeines geiſtlichen Berufes, die den würdigen Pfarrer des Seelisberges in einem beneidenswerthen körperlichen Wohlſein erſcheinen laſſen' zu vermuthen iſt aber auch, daß die Gemeinde ihren Seelſorger nicht darben läßt und daß ſein Einkommen ein beſſeres iſt als das des Kaplans vor 400 Jahren, da Seelisberg

Digitized by Google

ſtatt der Kirche nur noch eine Kapelle hatte. Wir beſitzen über den letztern Punkt urkundliche Nachricht, die ein eigenthümliches Licht wirft auf die Verhältniſſe eines Pfarrers zu ſeiner kleinen Gemeinde in jener Zeit. Als es den Seelisbergern gelungen war, einen eigenen ſtändigen Geiſtlichen zu haben, wurden die beidſeitigen Rechte und Pflichten verzeichnet. Die „Ordnung und Abredung der Kirchgenoſſen auf Seelisberg gegen ihren Prieſter", vornemlich gemacht, wie der Eingang ſagt „daß er wiſſe, was er ihnen pflichtig ſei" enthält unter Anderem folgende Beſtimmungen: „Wo er an den Tagen, da er ſollte Meſſe haben, ohne Urlaub wegginge, und nicht Meſſe hielte, ſo wollen ſie ihm am Wochenlohn zween Plappart abſchlagen". — „Was in der Meſſe auf den Altar kommt, das ſoll einem Prieſter gehören, was aber nach der Meſſe auf den Altar kommt, das ſoll dem Heiligen gehören und was an Eiern am ſtillen Freitag zu dem Kreuze kommt, die ſollen auch halb einem Sigriſt gehören". — „Kein Prieſter ſoll Holz hauen als das ihm gezeigt wird; wo er aber haute das ihm nicht gezeigt wäre, da ſoll er um jeden Stock fünf Schillinge geben". — „Und was ein Prieſter an den Glasfenſtern bricht, das ſoll er in ſeinen Koſten wieder machen". — Den Beſchluß macht ein Satz in eigenthümlicher Form: „Item ouch ſollend die kilchgenoſſen dem prieſter geliger gäben, will er dan ein Junckfrowen han, die ſol er ſälber legen" d. h. die Kirchgenoſſen ſollen dem Prieſter Bettlager geben, will er aber eine Jungfrau (Haushälterin) haben, für deren Bett ſoll er ſelber ſorgen.

Digitized by Google

Die Kapelle Maria-Sonnenberg, damit ſie ein Wallfahrtsort werde, erhielt ihre Legende, die aber nichts von der poetiſchen Färbung hat, durch welche ſich ſo manche Legende auszeichnet. Ein armer Knabe hütete — vor etwa 300 Jahren — in dieſer damals walddichten Gegend ſeine Ziegen. Während nun dieſe ihre Nahrung ſuchten, ſuchte der Knabe auch Nahrung, jedoch nicht für den Körper, ſondern für ſeine Seele, durch inbrünſtiges Gebet zur Gottesmutter Maria, zu der er ein ganz beſonderes und wahrhaft kindliches Zutrauen hatte. Dieſe Ergebenheit ſollte ihm nicht unbelohnt bleiben, denn als er eines Tages wieder betete, erblickte er in einiger Entfernung etwas Glänzendes und als er hinzuging fand er ein aus Holz geſchnitztes Bild der hl. Jungfrau, von welchem dieſer Glanz ausging. Vor Freude außer ſich lief er eiligſt nach Hauſe und erzählte ſeinen Eltern, was er geſehen. Als dieſe ſich an den bezeichneten Ort begeben hatten, fanden ſie zu ihrem Erſtaunen die volle Wirklichkeit der Erzählung des Knaben. Es wurde nun ſogleich dem Ortspfarrer Anzeige davon gemacht, der dann dafür ſorgte, daß an dem Orte, wo das Bild gefunden worden, eine Niſche gemauert und das Bild hineingeſtellt wurde. Es iſt hier aller poetiſche Duft möglichſt abgewiſcht, durch welchen ſich ſonſt die ſehr verbreiteten Legenden vom Finden des Muttergottesbildes durch Hirten auszeichnen. Es gehört dazu eine wunderſchöne Muſik, ein Geſang der Engel, in Spanien wie anderswo. Von der Gründung eines Kirchleins im Jonenthal (Aargau) erzählt Rochholz: „Vor Jahrhunderten hütete ein Knabe

Digitized by Google

die Ziegen. Beim Heimtreiben fehlte ihm eine; nach langem Suchen ſah er ſie endlich drunten im unwegſamen Tobel am Bache weiden. Er war ſchnell durchs Dickicht hinabgeklettert nnd meinte, jener Stelle nahe zu ſein, da feſſelte ihn auf einmal eine wunderliebliche Muſik. Die herrlichſten Lieder klangen ihm entgegen, bald ſchwollen ſie zu vielen klaren Stimmen an, bald kamen ſie leiſe wie aus dem höchſten Himmel her. Der Knabe vergaß ſeiner Ziegen ganz, horchte wie gebannt nur auf jene Muſik, ſetzte ſich auf einen Stein nieder und entſchlief darüber. Im Traume fand er ſich in einem wohlgeſchmückten Kirchlein, worin der Prieſter am Altare ſtand und den Gläubigen die Meſſe las; ſtrahlend aber war in der Mitte das anmuthigſte Bildniß der Jungfrau erhöht, umgeben von Heiligen. Es bedünkte den Hirtenknaben, als wende ſie ſich zu ihm und wolle mit ihm ſprechen. Da zerann das Gebild und er erwachte. Um ihn ſangen die Vögel, er rieb ſich die Augen, er ſchaut ſich nach ſeiner Heerde um, und Wunder, hier vor ihm im Graſe liegt ein Marienbild, ſo ſchön, wie er es eben im Traume erblickt hat. Während dem hatten ſeine Thiere ihren Weg ſchon heimgefunden, er ging ihnen nach, keines fehlt ihm, und erzählte den übrigen Hirten von ſeinem wunderſamen Fund. Man begann nun droben auf der Berghöhe den Bau eines Kirchleins, aber eines Morgens war das aufgeführte Gemäuer wie weggeſchwunden und tief hinunter in das Tobel gebracht, wo der Knabe das Bild gefunden hatte". An die Stelle der Niſche auf dem Seelisberge kam bald eine Kapelle von Holz und ſpäter

Digitized by Google

eine größere gemauerte und da mittlerweile der Wald umher gelichtet worden war, erhielt die „Kapelle im Wald" den Namen „Maria-Sonnenberg". Die Inschrift über der Pforte lautet:

„Ich werd' genannt der Sonnenberg,
Ein reicher Thron der Gnaden,
Dem armen Sünder ein Herberg,
Die Schlang' hie kann nichts schaden".

Auffallende Gebetserhörungen vor dem Muttergottesbilde brachten die Kapelle in Ruf und besonders zu dem alljährlichen Feste der Einweihung, das auf den ersten Sonntag nach Mariä Himmelfahrt mit 40 Tagen Ablaß angesetzt ist, pilgern viele Leute dahin.

Da ich mich in der Umgegend befand, versäumte ich es im letzten Sommer nicht an diesem hohen Festtage des Seelisberges den mir einst lieb gewordenen Ort noch einmal zu besuchen. Es war kaum eine Anstrengung auf dem guten Wege in der Morgenfrische eines herrlichen Tages von der Treib aus den Berg zu ersteigen, um so weniger da wir oft eine Rast machten um die schöne Gegend vollauf zu genießen. Der Gottesdienst hatte schon begonnen als wir zur Kapelle herankamen und wurde großentheils im Freien abgehalten, da das kleine Kirchlein die große andächtige Menge nicht fassen konnte. Eine Kanzel war daher unter dem „Vorzeichen" (Porticus) errichtet und weithin hallte die Stimme des Predigers. Das Publikum war verschieden gruppirt. Die männlichen Ge-

Digitized by Google

meindegenossen des Seelisberges hatten ihren Stand zunächst dem Vorzeichen genommen, die größere Menge war auf dem Rasen gelagert und ein Theil der Frauen saß unter den Bäumen umher. Den schönsten Platz auf der Bank unter einer der großen Linden hatten drei Mädchen inne, die wie ausgewählt waren das schöne Geschlecht des Seelisberges zu repräsentiren. Wie die jungen Unterwaldnerinnen zeichnen sich auch ihre Nachbarinnen vom Seelisberge durch einen feinen Teint aus und die malerische reiche Nationaltracht ist von der Unterwaldens wenig verschieden. Warum sollten auch die drei Mädchen zu dieser „Hochzeit" nicht ihren besten Putz mit Sorgfalt angethan haben, denn

„wenn sich die Rose selber schmückt,
schmückt sie auch den Garten".

Als eine kleine Cantate von einigen klangvollen Frauenstimmen mit Begleitung des Harmoniums im Innern der Kapelle gesungen die Feier geschlossen hatte, setzten sich die Gruppen des Publikums nach verschiedenen Seiten hin in Bewegung und wir traten in das Kurhaus ein, wo uns bald ein ganz anderes Leben umfing. Die aus weit über hundert Personen bestehende Gesellschaft an der Mittagstafel war europäisch; als Nachbarin hatte ich eine Französin aus dem Elsaß, als Nachbarn einen Engländer, der sich bemühte französisch zu sprechen, und verschiedene deutsche Mundarten kreuzten sich mit dem hie und da schwach hervortretenden Schwyzer-Dütsch. Obgleich mir dieses Europa auf dem Seelisberge nicht sehr zusagte, wäre ich

Digitized by Google

doch gern eine Nacht dort geblieben, aber es war keine Lagerstätte frei und so mußte ich denn am Nachmittage weiter wandern. Ich faßte Bauen, ein Dörfchen am Fuße des Urwängi und am großen See gelegen ins Auge, weil mein Reise-Compaß auf Uri und nicht auf Unterwalden hinwies, und der einsame Weg dahin war äußerst lohnend. Da mich die Zeit nicht drängte, verweilte ich noch bei dem nicht weit vom Kurhause gelegenen s. g. Tanzplatze, einer besonderen Stiftung für die Jugend. Im Jahr 1704 schenkte Nicolaus Trutmann den Kirchgenossen ein Stück Land „zu einem Muster- und Kurzweil-Platz, jedoch mit dem Geding, daß darauf weder Gärten gemacht noch gebaut noch Bäume gesetzt werden sollten, sondern daß es zu allen Zeiten eine Allmend und ein offener Platz sein und verbleiben solle, darauf die Kirchgenossen wohl erlaubte und gebührende Kurzweil und Recreation haben und üben mögen." Jung und Alt vergnügte sich nun an Festtagen auf diesem Rasenplatze, ländliche Kraftspiele und Tanz wechselten mit einander ab; als aber die Jugend, die immer begehrende, dort ein Tanzhaus haben wollte, da machten die Söhne des Stifters auf Grund der bei der Vergabung gestellten Bedingung Einsprache und das Gericht in Uri verbot den beabsichtigten Bau. So ist denn bis auf den heutigen Tag der Platz im Sinne des Gebers erhalten und benutzt; an freien Tagen üben sich dort die Knaben im Armbrustschießen und die Alten schauen den jungen Tellen zu; das Tanzen im Freien scheint hier aber abgekommen zu sein. Einige der größeren Knaben zeigten

Digitized by Google

ſchon eine große Fertigkeit im Schießen und es herrſchte dabei die größte Ordnung.

Aehnliche Stiftungen für die Jugend finden ſich auch anderswo in der Schweiz. In dem nahen Dorfe Emmeten wird ein nicht unbedeutendes Stück Land der Spielhof genannt. Es iſt dieß, wie Buſinger in ſeiner Beſchreibung Unterwaldens meldet, das Vermächtniß einer alten lahmen Jungfrau an die Jugend, weil ihr die Kinder vor dem Hauſe durch ihre Spiele das einzige Vergnügen machten, das ſie in ihrem elenden Zuſtande noch genießen konnte. Deswegen ſchenkte ſie dieſen Platz den Kindern für ewige Zeiten, um ſich darauf beluſtigen zu können und damit der Platz fein ſauber bleibe, ſo darf das Gras darauf nie mit Kühen, ſondern nur mit Schafen abgeweidet werden.

Bald lag wieder das liebliche Seeli zur Rechten unter mir, wie ein meergrüner Edelſtein vom hellen Wieſengrün eingefaßt; kein Lüftchen bewegte ſich in der Gewitterſchwüle, die wohl bedrohlich war und mich hätte vorwärts treiben ſollen, aber ich eilte dennoch nicht, denn ich freute mich nach dem Getümmel des Kurhauſes wieder allein zu ſein mit der ſchönen Natur und obgleich ich kein Miſanthrop bin, war es mir lieb bis zum Schlößchen Beroldingen auch nicht einer Menſchenſeele zu begegnen. Beroldingen — oder Berlingen, wie dort die Landleute ſagen — iſt das Stammhaus eines berühmten Geſchlechtes, das längſt in andere Länder gezogen iſt.

„Zwar die Ritter ſind verſchwunden,
Nimmer tönet Speer und Schild:

Doch dem Wanderer erſcheinen
In den altbemoosten Steinen
Noch Geſtalten zart und mild".

Aber ſo war es nicht; die Phantaſie hatte mir dieſen Vers des ſchönen Studentenliedes vorgeſpiegelt. Nicht Geſtalten zart und mild, ſondern Bauern in Hemdsärmeln ſchauten aus den Fenſtern der verbauerten ehemaligen Ritterwohnung, an welcher nur das Thürmchen auf die alte Zeit zurückweiſt.

Kreuz und quer ſchlängelte ſich der ſteinige Weg nach unten dem See zu, meiſtens beſchattet und in der Nähe von Bauen entfaltete ſich eine Ueppigkeit kräftiger Nuß- und Kaſtanienbäume. „Allda iſt auch ein ordentliches Wirthshaus", ſchreibt Luſſer in ſeiner trefflichen Beſchreibung Uri's. Das war ja mein Troſt für die Nacht, auf den ich zugeſteuert war, und ich fand auch den Wein, um meinen Durſt zu löſchen, dort ſehr gut, als ich aber nach dem Nachtquartier fragte, ſagte mir die Wirthin, daß ſie darauf nicht eingerichtet ſei. In dieſer Verlegenheit riethen mir einige junge Leute, die bei der Feier auf dem Seelisberge geweſen waren, mit ihnen nach Isleten, einer Halbinſel gegen das Ende des Sees, überzufahren, dort würde ich wohl zu Nacht bleiben können. Die Geſellſchaft gefiel mir und die Bootfahrt war ſehr unterhaltend, aber in Isleten erhob ſich wieder dieſelbe Schwierigkeit für die Nacht, ſo daß ich, obgleich es ſchon zu dunkeln anfing und das Gewölk am Himmel ſich mehrte, noch ins Iſenthal zu pilgern mich entſchloß, denn als anderer Aus-

Digitized by Google

weg blieb mir nur, mich mit einem Boote nach Flüelen überſetzen zu laſſen und das erſchien mir denn doch, da die Gewitter hier oft plötzlich zum Durchbruch kommen, etwas gewagt. Ich war grade in der Stimmung, daß mich die Schwierigkeit, ein Nachtlager zu finden, welche mich ſo hartnäckig verfolgte, zum Kampfe mit meinem Schickſal reizte und unter guter Führung begann ich wieder bergan zu ſteigen. Bald kam ich auf dem leidlichen ſteinigen Wege ins Waldesdunkel, das dann und wann durch zuckende Blitze erhellt wurde, ſo daß ich momentan die Ahnung von einer ſehr ſchönen Berggegend bekam. Raſch ging es vorwärts, da ſich nun auch der Regen einſtellte und ich war froh nach einem Gange von anderthalb Stunden die dunkle Form einer Kirche und den Lichtſchein aus einigen Menſchenwohnungen zu erblicken. Ich war in dem Dorfe Iſenthal und mein Lagerſuchen hatte ein Ende.

Das Iſenthal, deſſen Name gewiß nicht auf die Iſis zurückweiſt, wie vermuthet worden iſt, ſondern ſo heißt, weil man dort einſt Eiſen gegraben hat, iſt ſehr einſam und ſehr ernſt. Von den 232 Bewohnern männlichen Geſchlechts, welche die Bevölkerungs-Statiſtik der Schweiz dem Thale zuſchreibt, befanden ſich die meiſten auf den höheren Alpen und von Fremden ſah ich während meines zweitägigen dortigen Aufenthalts nur zwei junge Männer vom basler Alpenklub, die den Blackenſtock (9083′) erſtiegen hatten. Bergrieſen, bewaldet und kahl, ſchließen das enge von einem kräftigen Bergſtrom durchzogene Thal ein und die Sonne kann auch im hohen Sommer nicht

Digitized by Google

lange zur Herrschaft kommen. Mir mußte das einsame Thal um so ernster erscheinen, da sich am Nachmittage ein furchtbares Gewitter entwickelte, so daß vom Kirchthurme Wetter geläutet wurde. Während die Blitze, wie feurige Gedanken des Donnergottes, in Secunden die Atmosphäre durchschnitten, verfing sich der Donner in den Bergschluchten und der schmetternde Schlag hatte seine bis zum dumpfen Gemurmel sich abschwächenden Echos. Gegen Abend löste sich die Wuth des Gewitters in einen langen Regenguß auf und nun begann der Wasserfall, der vorher durch die Regelmäßigkeit, mit welcher er sein Kristalwasser aus der Baumgruppe herabströmen ließ, das Auge entzückt hatte, zu toben; die Wassermasse war schnell vervierfacht und nahm zuerst eine gelbe, dann eine braune Farbe an. Als die Nacht das Thal eingehüllt hatte, hörte man fortwährend sein Tosen und den an die Fenster plätschernden Regen.

Vom Isenthal aus wird jetzt der Uri-Rothstock recht häufig bestiegen. Ihm gegenüber und mit ihm zusammenhängend erhebt sich der von grauen Felswänden starrende und mit Schneefeldern belagerte Blackenstock oder wie die Isenthaler ihn nach seinen Felsköpfen nennen, die Thiergartenstöcke. Das ganze Firnplateau des Rothstocks, Blackenstocks und anderer mit ihnen zu einer Einheit verbundener Schneeberge heißt im Isenthal Blümlisalp, denn auch hier, wie am Glärnisch und bei den Clariden geht die Sage von der Vergletscherung der obersten Region, die einst grasreiche Alpen gehabt haben soll, eine Sage, die

Digitized by Google

ſich auch in anderen Gebirgsländern, wie in Baiern am Königsſee bei der „übergoſſenen Alp“ findet.

Ich habe nie ſo kaltes Waſſer getrunken wie im Iſenthal und halte die Erzählung für ſehr glaublich, daß das auf den ſchattenarmen Weiden am Fuße des Blackenſtocks erhitzte und vom Durſt gequälte junge Rindvieh, wenn es eine Quelle gefunden hat, um ſich zu laben, bisweilen todt hinſtürzt. In der Hirtenſprache hieß es dann früher, das Greiß, ein Ungeheuer, habe die Rinder getroffen oder gemordet. Von dieſem Greiß erzählte man, nachdem es durch ſeine Mordgier die große Alp ganz unnutzbar gemacht, habe ein Eremit den Thalbewohnern den Rath gegeben, ſieben Jahre lang einen Stier durch Milch aufzuziehen und dann durch eine reine Jungfrau auf die verödeten Weiden führen zu laſſen, um den Kampf mit dem Ungeheuer zu beſtehen; das Greiß ſei auch in einem heftigen Kampfe von dem Stier beſiegt, aber doch nicht getödtet worden. An dem Stierenbach, der Quelle der Aa, welche das Engelberger Thal durchſtrömt, wird noch ein Fußtritt des gewaltigen Stieres im Felſen gezeigt.

Aus dem Iſenthal nach Seedorf geleitete mich ein origineller kleiner Führer, ein achtjähriger Knabe mit einem Vollmondsgeſicht und großen blauen Augen. Für die Reiſe war er mit einer großen braunen Zipfelmütze ausgeſtattet, während ſonſt ſein blondes Haupt dieſen Luxus nicht kannte; auch hatte ihn die ſorgliche Mutter ſogar mit einer Jacke verſehen. An den mit etwas Leinwand umwickelten Füßen trug er die bei den Hirten gewöhnlichen

Digitized by Google

ſchweren Holzſchuhe oder vielmehr Sandalen aus Ahornholz, welche mit Lederriemen befeſtigt werden; in der Rechten hatte er einen großen Stock. Als ich ihm meine Reiſetaſche umgehängt hatte, wie er es durchaus wünſchte, klapperte er auf dem ſteinigen Wege munter vor mir her, machte ſich auch als Kenner der Berge, wie es einem Führer ziemt, bisweilen geltend. So lange wir uns noch im Hochthal bewegten, fand ich den Weg beſſer als ich nach dem Gewitter erwartet hatte, als wir aber in fortwährenden Querzügen immer bergab dem See zuwanderten, war die Paſſage oft gehemmt, denn der Gewitterregen hatte beträchtliche Schutthalden über den ſchmalen Weg geſchüttet. Ohne große Beſchwerde gelangten wir jedoch bis an die Sägemühle vor Seedorf und da ich nicht zweifelte, daß ſich bei meinem kleinen Burſchen ein großer Appetit eingeſtellt habe, ſagte ich ihm, daß wir im Wirthshauſe in Seedorf uns ſtärken wollten, ich für die Weiterreiſe nach Altorf, er für die Rückreiſe in ſein Thal. Er ging auch noch einige Schritte vorwärts, dann wandte er ſich zu mir um und ſagte mit weinerlicher Stimme, auf die Sägemühle hinweiſend: „Da wohnt aber meiner Muetter Schweſter". „Ja mein Kleiner, erwiederte ich, wenn da deiner Muetter Schweſter wohnt, ſo mußt du ja bleiben". Als ich ihm nun einen Franken gab, ſah er ihn verwundert an, denn er hatte wohl noch nie einen Franken verdient, küßte nach dortiger Sitte ſeine Hand und reichte ſie mir zum Abſchiede und als er einige Schritte auf die Sägemühle zugeſprungen war, warf er

Digitized by Google

mir noch eine Kußhand zu. Gott behüte dich, du lieber kleiner Isenthaler!

V.

Uri.

Wer in Uri einfährt, überzeugt sich sogleich, daß er in das Land der Ordnung gekommen ist, denn „alles starke Trotten, Galoppiren und Rennen mit Kutschen und andern Fuhrwerken jeder Art durch die Flecken und Dörfer" ist bei Buße verboten, so gut wie in einer deutschen Residenzstadt. Für die Ordnung spricht auch, daß das Land so reichlich mit Obrigkeit und Beamten aller Art versehen ist, denn außer den in der Landsgemeinde Gewählten vom Landammann bis zu den Landesläufern gibt es unzählige Beamte, besonders in der Verwaltungssphäre. So führt eine Verordnung von 1845 als Kassaverwaltungen auf: „Die Seckelamts-, Obere- und Untere-Straßenbautilgungs-, Geheimraths-, Finanz-, Salz-, Post-, Centralarmenpfleg-, Schulkommission-, Fideikommiß-, Militär-, Diözesan-, Wehre- und Allmendraths-Kassaverwaltung". Dieß hat denn ein starkes Titelwesen im Gefolge, wor n überhaupt die schweizerischen Freistaaten ganz harmoniren mit der großen Republik im fernen Westen, nur daß in Amerika die zwar auch in der Schweiz beliebten militärischen Titel noch überwiegen, so daß man für den gegenwärtigen Krieg

der feindlichen Brüder mit Offizieren aller Art, Tausenden von Captains und Dutzenden von Generälen, quantitativ sogleich reichlich versehen war. In Uri berührt es angenehm, daß nicht wie in anderen Theilen der Schweiz jeder Vorsteher einer Behörde Präsident genannt wird, sondern daß man die alten deutschen Bezeichnungen beibehält. Mir klingt Landammann, Schultheß (Luzern) und Bürgermeister besser als Präsident, der sowol der höchste Beamte des Cantons als der Dorfschulze sein kann, so daß man erst fragen muß, auf welchem Stuhl der Mann denn präsidire. Eine Besonderheit Uri's, ohne Zweifel von Italien herübergekommen, ist es, daß die Aerzte mit einem Titel beehrt werden, der auf dem Beamten-Parnaß in monarchischen Staaten bis an die Wolken ragt. Als ich dort bei einem Arzte zum Besuch war, trat ein Bauer herein und begann seine Krankengeschichte mit: „Herr Excellenz! i ha eisder (d. i. immer) große Schmerze im Buch sit einigä Täge. Es kummt mer vor, wie wenn Brand in mir brennte. Gämer doch eppis dafür". Den dortigen Aerzten ist übrigens eine solche Auszeichnung wohl zu gönnen, denn ihre Praxis, wenn sie in rauher Jahreszeit in entfernte Thäler und in eine hohe einsame Menschenwohnung gerufen werden, wo ein Todkranker ihre Hülfe begehrt, ist äußerst beschwerlich. Wegen der schwierigen Communication mit Altorf hatte eine entfernte Dorfgemeinde die zweckmäßige Einrichtung getroffen, daß der regelmäßige Bote für den Wochenmarkt in Altorf einem dortigen Arzte alle leib-

Digitized by Google

lichen Gebrechen in der Gemeinde mündlich melden und die entsprechenden Medicamente in seiner Tasche heimtragen und an die betreffenden Personen vertheilen mußte.

Aber zurück zum Thema. Wollte man aus der großen Zahl der Beamten auf Bureaukratie und Sesselregiment schließen, so würde man sehr irren. Dagegen schützt schon einigermaßen der echtrepublicanische Satz der Verfassung, daß „keine Staatsanstellung oder Beamtung auf Lebenszeit Jemandem übertragen werden darf". Die Aemter geben zwar Ehre und Titel, sind aber in den meisten Fällen Lasten und Leistungen, der sich jeder nach dem Grundsatze unterziehen muß, daß er, wie jeder Bürger zur Vertheidigung des Vaterlandes und zum Militärdienste verpflichtet ist, so auch überhaupt seine Kräfte dem Gemeinwesen da zu widmen hat, wo er dessen Wohl zu fördern im Stande ist oder dieses von ihm vermuthet werden darf. Gegenüber der Aemterjagd in anderen Staaten nimmt es sich daher eigen aus, daß Uri ein Gesetz über den Amtszwang hat (1851). Nach diesem Gesetze ist jeder Wahlfähige pflichtig jede Beamtung, welche durch unmittelbare Volkswahl oder vom Landrathe oder den Bezirksräthen ihm übertragen wird, anzunehmen; erst das zurückgelegte 65. Jahr macht von diesem Zwange frei. In der gleichen Beamtung kann keiner zu mehr als zwei Amtsdauern unmittelbar nach einander angehalten werden, doch muß ein Bürger unter 50 Jahren nach einer Entlassungsfrist von einer Amtsdauer auch zum dritten Mal das Amt übernehmen. Wer sich einem Amte, das er zu übernehmen verpflichtet ist, beharrlich entzieht, macht sich

Digitized by Google

der Amtsverweigerung schuldig, und hat für die ganze Zeit der betreffenden Amtsdauer entweder den Canton zu verlassen oder dafür eine Summe von 200 bis 1000 Franken zu bezahlen, welche der Landrath nach Maßgabe der Wichtigkeit des Amtes und der Vermögensverhältnisse des Weigernden bestimmt. Beharrliche Verweigerung der Annahme einer Gemeindebeamtung zieht die Verlassung der Gemeinde und Gleichstellung des Weigernden mit den Hintersaßen in Nutznießung des Gemeingutes auf die betreffende Amtsdauer nach sich. Die Amtsdauern sind verschieden: für den Regierungsrath 4 Jahre, für andere Aemter 2 und ein Jahr.

Wie wenig lucrativ die Aemter in Uri sind, können wir daraus entnehmen, daß der Princeps der Beamten, der regierende Landammann, einen jährlichen Gehalt von 400 Franken bezieht. Aehnliches findet sich in anderen Cantonen und noch vor wenigen Decennien war in Zug der regierende Landammann zugleich Stadtuhrenaufzieher, um ihm ein Emolument von 60 Gulden zu seiner Besoldung zuzuwenden, denn natürlich besorgte er das untergeordnete Geschäft nicht selbst. Viele Beamten beziehen gar keinen festen Gehalt, sondern erhalten höchstens mäßige Taggelder. Als daher ein Bürger von Buochs sechs Jahre als unbesoldeter Rathsherr von Nidwalden fungirt hatte, verbat er sich an der letzten Landsgemeinde die Wiederwahl folgendermaßen: „Liebe Landsleute! Wenn einer sechs Jahre Rathsherr und dabei kein Verschwender gewesen ist und alles ordentlich zusammengehalten hat, so hat er

Digitized by Google

hoffentlich so viel erübrigt, daß er fortan ohne dieses Amt leben kann, und so verzichte ich auf diese Stelle".

Dieser kargen Besoldung der Beamten gegenüber nimmt es sich eigenthümlich aus, daß als im schweizerischen Nationalrath, im Juli 1863, die Nachtragscredite behandelt wurden, die Commission bei dem Posten von 182,000 Franken für die Postverwaltung die Bemerkung machen mußte, es komme ihr auffallend vor, daß die Postverwaltung im Jahr für 16000 Franken Siegellack verbrauche.

Ungeachtet der geringen Amtsbesoldungen in Uri giebt es dort denn doch ein Crimen ambitus oder strafbare Bestechung bei der Bewerbung um Aemter. Man hat dabei jetzt wohl hauptsächlich grade an einige niedere Aemter, der Weibel u. s. w. zu denken, wenn auch nicht allein. Das Landbuch Art. 26 bestimmt: „Keiner soll in unserm Land um Aemter oder Botheyen (Gesandschaften) praktizieren, und wer hierum selbst oder durch andere praktizierte, Mieth oder Gaben geben, verdeuten oder versprechen würde, sei es vor oder nach vergebenem Amt, der soll um Gl. 100 bestraft und des Amtes entsetzt werden, und so einer hierin gar zu weit gienge, mag ein Landsrath ihn nach Umständen noch ferner bestrafen". Diese Bestimmung ist wieder eingeschärft durch eine Verordnung vom Jahre 1846, mit einer Erläuterung, die uns eine sonderbare, nur aus den einfachen Verhältnissen der Bevölkerung erklärliche Form des „Praktizierens" zeigt. Es heißt, das bisher übliche Tabackaustheilen (Rauchtaback und Schnupftaback) sei hinfüro nur dem Be-

Digitized by Google

werber um ein lediggefallenes Amt selbst und höchstens noch einem aus seiner nächsten Verwandschaft gestattet; als Mißbräuche seien verboten: das Anstellen mehrerer Personen, die, sei es herumgehend oder in bestimmten Häusern, für den Bewerber Taback austheilen; die Bildung von Gesellschaften zu gemeinschaftlicher Bewerbung um ein Amt; Versprechungen von Gaben auf Schießständen, Trinkgelagen, oder freie Zechen in Wirthshäusern vor oder nach Vergebung des Amtes.

Nachdem schon im Jahre 1847, dem Schicksalsjahre für die innere Schweiz, eine Verfassungsänderung vorgenommen war, revidirte Uri seine Verfassung von Neuem am 5. Mai 1850 und zu diesem Staatsgrundgesetze, welches denn doch an den alten Principien festhielt, kamen bald verschiedene Reglements für den Landrath, Regierungsrath und die Justizbehörden.

Der Canton ist in zwei Bezirke und diese sind in politische Gemeinden eingetheilt. Die Bezirke sind Uri und Ursern, jenes mit dem Bezirkshauptort Altorf, dieses mit dem Hauptort Andermatt. Altorf ist aber auch Hauptort des Cantons und der Sitz sämmtlicher Cantonsbehörden. Der Bezirk Uri hat 16 politische Gemeinden, der Bezirk Ursern bildet nur eine politische Gemeinde, welche die vier in gewissen Verwaltungssachen getrennten Dorfschaften Andermatt, Hospenthal, Realp und Zumdorf umfaßt. Zumdorf ist vielleicht die kleinste Dorfgemeinde der Schweiz und

Digitized by Google

ohne Aussicht auf eine große Zukunft. Das Dörfchen liegt zwischen Hospenthal und Realp in einer von Lawinen sehr gefährdeten Gegend. Nach der letzten Volkszählung von 1860 hat es 13 Einwohner, 5 männliche und 8 weibliche; 1850 zählte es noch 29, 15 männliche und 14 weibliche. Einer der Bewohner war trotz seinen bescheidenen Ansprüchen an eine comfortable Heimat damals doch noch heimatlos; vielleicht hat er jetzt seine Heimat gefunden. So klein das Dörflein ist, hat es doch eine Kapelle und einen Kaplan, der dem Gottesdienst vorsteht und im Winter den wenigen Dorfkindern Schule hält. Ob seine Stelle in diesem schweizerischen Sibirien mit langem, langem Winter ein Strafamt kirchlicher Disciplin ist oder Vorbereitung auf ein Klausnerleben? Ich weiß es nicht, aber die Seelsorge unter den wenigen Häuptern seiner Lieben kann intensiv sein und eine Sonntagsfeier, zu welcher vielleicht der erste Frühlings-Sonnenstrahl eine Lawine ablöst und als gewaltige Stimme aus der Höhe in die Menschenwelt schickt, ist dort jedenfalls erhebend.

Ursern, obgleich mit Uri zu einer politischen Einheit verbunden, sucht so viel als möglich eine Selbstständigkeit geltend zu machen und fügt sich nur ungern den Herren von Altorf, daher denn das Verhältniß selten gut zu nennen ist. Die neuen Straßenbaupläne haben wieder zu Reibungen Anlaß gegeben. Früher maßte sich der Bezirksrath in Andermatt zum Verdruß der Herrn in Altorf auch wohl in seinen Ausfertigungen das Prädicat „hohe Regierung" oder „hoher Thalrath" an, was denn Zurechtweisungen vom Re-

Digitized by Google

gierungsrath zur Folge hatte und als diese unbeachtet blieben, beschloß der Landrath (1851), in Betracht, daß den Bezirksräthen verfassungsgemäß weder der Titel noch die Attribute einer Regierung zukämen und in Betracht, daß ein absichtliches Verharren auf solch unbefugten Titulaturen zum Trotze gegen Verfassung und Regierung sich qualificire: jeder künftige Fall, wo der Bezirksrath von Ursern in seinen Erlassen einer andern, als der ihm verfassungsgemäß zukommenden Titulatur sich bedienen werde, sei mit einer Ordnungsbuße von Fr. 100 zu belegen und der Regierungsrath sei mit der Vollziehung beauftragt.

Die Verfassungs-Urkunde von Uri enthält in den allgemeinen Bestimmungen folgende das Staatswesen besonders charakterisirende Fundamentalsätze:

„Der schweizerische Canton Uri ist, Bundespflichten vorbehalten, ein souveräner Freistaat, mit rein demokratischer Verfassung. Die Souveränität beruht im Volke, welches dieselbe unmittelbar in seinen verfassungsmäßigen Versammlungen durch Stimmenmehrheit ausübt. Das Volk gibt sich in diesen unmittelbar selbst Verfassung und Gesetze".

„Die Religion des Cantons ist die christlich-römisch-katholische. Die Ausübung des Gottesdienstes anderer anerkannter christlicher Confessionen ist jedoch frei".

„Alle Cantonsbürger haben gleiche staatsbürgerliche Rechte. Es gibt keine Unterthanen-Verhältnisse, keine Vorrechte, weder des Orts, der Geburt, noch der Familien

Digitized by Google

oder Personen. Alle Cantonseinwohner, welche Schweizerbürger sind, sind vor dem Gesetze gleich".

„Die persönliche Freiheit eines jeden Cantonseinwohners ist gewährleistet. Niemand kann verhaftet oder im Verhafte behalten werden, außer in den vom Gesetze bestimmten Fällen und auf die vom Gesetze vorgeschriebene Art".

Die oberste gesetzgebende Gewalt ist die Landsgemeinde, an welcher das Volk unmittelbar sein Souveränetätsrecht ausübt. Der Landrath hat die Initiative in der Gesetzgebung, so daß alle Gesetzesvorschläge von ihm kommen oder durch ihn und mit seinem Gutachten begleitet an die Landsgemeinde. Der Regierungsrath hat die vollziehende Gewalt.

Die jährliche ordentliche Landsgemeinde versammelt sich am ersten Sonntag im Mai zu Bözlingen an der Gand,*) eine kleine Stunde von Altorf, unter freiem Himmel; außerordentliche Landsgemeinden werden vom Landrath berufen und dieser kann dazu veranlaßt werden durch ein „Siebengeschlechtsbegehren" d. h. von wenigstens 7 unbescholtenen „aufrechtstehenden" Männern aus verschiedenen Geschlechtern. Es ist dieß ein wichtiger staatsrechtlicher Begriff, daher manche vorsorgliche Bestimmungen existiren, damit kein Mißbrauch dabei getrieben werde. Die Verfassung hat den Bürgern das freie Petitionsrecht gewährleistet, damit aber auch die Gewähr vorhanden sei, daß

*) Gand bedeutet Feldbruch oder eine mit zerklüfteten Felsstücken überschüttete Strecke Landes.

Digitized by Google

nicht leichtsinnig und ohne wirkliches Bedürfniß das Staats- und Gemeindeleben durch Anforderungen berührt werde, existirt von Alters her diese zweckmäßige Einrichtung, nicht bloß in der angegebenen Richtung, sondern auch, wenn überhaupt Begehren allgemeiner Art an die Behörden gestellt werden. In einem Falle, der den Bau der Axenstraße betraf, waren in dem auf Einberufung einer außerordentlichen Landsgemeinde (1862) gehenden „Siebengeschlechtsbegehren" 15 Geschlechter vertreten.

In den Formen der Landsgemeinde hat die neuere Zeit zwar etwas aufgeräumt, es gleicht aber doch eine solche Versammlung des freien Volkes von Uri einem Bilde aus altgermanischer Zeit. Von einer Bewaffnung aller stimmfähigen Landleute, wie sie sich noch in Appenzell erhalten hat, ist nicht mehr die Rede. Nachdem der Hauptgottesdienst in Altorf beendet ist, beginnt auf dem Rathhausplatze die Sammlung der Beamten und Landleute, als Vorbereitung zum feierlichen Zuge. Die höheren Beamten in schwarzer Kleidung, mit seidenen Mänteln und Degen, die Rathsherrn, die Landschreiber und Fürsprecher treffen zu Pferde ein. Dem um Mittag sich in Bewegung setzenden Zuge wird die Landesfahne unter militärischer Escorte und Musik vorgetragen. Zwei Männer in alter Schweizertracht haben große mit Silber beschlagene Büffelhörner auf den Achseln; daran reihen sich zwei Bediente mit den Landsgemeindeprotocollen, dem Landbuch und anderen Gesetzen und einem schwarz und gelben Sammtbeutel, der die Siegel und die Schlüssel zu den Archiven enthält. Der Großweibel

Digitized by Google

in einer schwarz und gelben Toga alter Form trägt den Stab mit dem Reichsapfel, über welchem noch sehr sinnreich ein kleiner mit dem Pfeil durchbohrter Apfel angebracht ist; der zweite Weibel trägt das mit schwarz und gelben Bändern umwundene richterliche Schwert; die übrigen Weibel und Läufer in Mänteln von der schwarz und gelben Landesfarbe folgen. Hinter dieser Vorhut erscheinen die berittenen Beamten und daran schließt sich die Menge des Volkes, so daß der Zug, der sich nun nach Bözlingen in Bewegung setzt, wo das Volk aus den höheren Gegenden schon eingetroffen ist, sich recht stattlich ausnimmt.

Nach einer Pause von einigen Minuten, wie Lusser berichtet, während welcher auf dem Hügel über dem Landsgemeindeplatz die Musik die Arie des alten Tellenliedes spielt, nehmen die Regierungsglieder, die Geistlichen und wer sonst noch gerne sitzt und Platz findet, auf der innersten Bank des aus Balken und Brettern erbauten, sich amphitheatralisch erhebenden Kreises, Landsgemeind-Ring genannt, Platz. Der regierende Landammann stellt sich an den in der Mitte dieses Kreises stehenden Tisch, ihm folgt der erste Landschreiber und zwei Bediente mit Schirmen gegen Sonne oder Regen. Auf dem Tische liegen die Bücher, der Beutel mit den Siegeln und Schlüsseln, das richterliche Schwert und Schreibmaterial, unter demselben die Landeshörner, durch welche zuvor das Volk zum Ring gerufen worden, nebenher auf Trommeln die zusammengewickelte Standesfahne. Die Weibel besteigen eine über dem Ring erhabene Bank und das Volk stellt sich frei und nach Be-

Digitized by Google

lieben auf die Flügel der kreisförmigen Bühne, oder schwatzt noch in mannigfachen Gruppen außerhalb derselben, bis der Großweibel mit starker Stimme ruft: „Was Räth und Landleut sind, zwanzig Jahr und drüber sind, sollen zusammen an Ring stehen, und das bei ihrem Eid". (Der Eid lautet: „das Wohl des Vaterlandes zu mehren und dessen Schaden zu wenden, zu stimmen und zu handeln".) Nun eröffnet der Landammann (der, wenn er redet, immer steht, sonst aber nach Belieben sitzen oder stehen kann) in kurzen Worten die Versammlung und fordert dann auf, Gott um Beistand und Segen für die Verhandlungen anzurufen, worauf das ganze Volk mit entblößtem Haupte fünf Vaterunser und fünf Ave Maria betet und sich dann wieder bedeckt.

Wenn über einen zur Abstimmung gesetzten Gegenstand verschiedene Ansichten geäußert sind und der Landammann ein betreffendes Resumé gegeben hat, so erfolgt die Abstimmung, das Mehren, in dieser Weise: „Wem also wohlgefällt, daß — — zum Gesetz erhoben sein solle, der hebe die Hand auf!" — „Wem es wohlgefällt, daß — — mit Abänderung (a. b. c.) angenommen sein solle, der hebe da die Hand auf! — „Wem aber wohlgefällt, daß der Antrag verworfen werden und es beim Alten verbleiben solle, der hebe da die Hand auf!" Wenn nach wiederholter Probe das Mehr noch zweifelhaft ist, was um so eher eintreten kann, da oft die aufgehobenen Hände rasch hin und her bewegt werden, so erlangt man durch folgende Procedur ein sicheres Resultat. Zwei Männer von Ansehen treten aus dem Ringe heraus, reichen sich

Digitized by Google

die Hände und halten dieſe empor, und die Stimmenden müſſen einer nach dem andern darunter durchgehen. Auf dieſe Weiſe kann die Zählung der für die eine oder andere Anſicht Stimmenden mit Zuverläſſigkeit beſchafft werden. Der durch das Mehr zum Beſchluß erhobene Antrag wird vom Landſchreiber protocollirt.

Nach Beendigung dieſer Abſtimmung giebt der regierende Landammann, an das richterliche Schwert gelehnt, Rechenſchaft von den Geſchäften und den politiſchen Verhältniſſen des letzten Jahres und legt ſein Amt in die Hände des Volks nieder, indem er das Schwert bei den Büchern und Siegeln auf dem Tiſche deponirt und ſich vom Tiſche weggehend zu den Alt-Landammännern ſetzt. Hat er das hohe Amt erſt ein Jahr bekleidet, ſo wird er in der Regel für eine zweite Amtsdauer wiedergewählt. Der durch das Handmehr gewählte oder wiedergewählte Landammann tritt an den Tiſch und leiſtet den vom Landſchreiber vorgeleſenen Eid: „des Landes Ehre und Nutzen zu fördern, Schande, Schaden und Laſter zu wenden, vorzubringen was vorzubringen iſt, und ein unpartheiiſcher Richter zu ſein und zu richten nach dem Recht dem Armen wie dem Reichen, dem Reichen wie dem Armen, dem Fremden wie dem Einheimiſchen, und hierum weder Geſchenke, Geld noch Geldeswerth zu nehmen, außer dem gewohnten Lohn, auch hierin nicht zu handeln aus Freundſchaft noch Feindſchaft, noch aus andern Beweggründen, ſondern allein nach dem Recht.“ Alles getreu und ohne Gefährde“. Wenn er nun ſeine Antrittsrede gehalten, lieſt er den Lands-

Digitized by Google

gemeinde-Eid oder Vaterlands-Eid vor und alles Volk ſpricht denſelben mit entblößtem Haupte und aufgehobenen Schwörfingern nach. Dieſer Eid lautet: „Des Landes Nutzen und Ehre zu fördern, Schand, Schaden und Laſter zu wenden, vorzubringen, was vorzubringen iſt, und dem Landammann und ſeinen Boten gehorſam zu ſein und nachzukommen, ſo oft ſie von ihm oder ſeinen Boten gemahnt und berufen werden, das Recht helfen fördern und das Unrecht unterdrücken, auch den Landammann zu ſchirmen und Hand zu haben zu Recht. Alles getreu und ohne Gefährde". Es folgt die Berichterſtattung des Seckelmeiſters über den Zuſtand der Finanzen und auch dieſer Beamte legt ſein Amt in die Hände des Volks nieder, wird aber auch gewöhnlich wiedergewählt. Die Landſchreiber, die Weibel und andere niedrige Beamte dürfen ſich ſelbſt zur Wiederwahl empfehlen.

Die Stimmfähigkeit in der Landsgemeinde beginnt für die jungen Bürger jetzt erſt mit dem vollendeten 20. Jahre, früher genügte ſchon das 14. Jahr. Ausgeſchloſſen ſind die durch gerichtliches Urtheil Entehrten, die durch Urtheil im Activbürgerrecht Eingeſtellten, die Falliten und Accordanten bis zur geſetzlichen Rehabilitation, Geiſteskranke und Blödſinnige, diejenigen, denen der Beſuch der Wirthshäuſer verboten iſt.

Unter den Verhandlungsgegenſtänden nehmen die Wahlen des Landammanns, Landesſtatthalters, Pannerherrn, Landeshauptmanns, Landesſeckelmeiſters, Bauherrn u. ſ. w. den Hauptplatz ein und die Betheiligung daran

Digitized by Google

iſt eine ſehr allgemeine, während von den ſonſtigen Verhandlungen ſich oft manche Bürger entfernen. Sie können auch ſich der Abſtimmung enthalten oder, wie man zu ſagen pflegt, „die Hände im Sack behalten“. So erhoben ſich in der Maienlandsgemeinde 1862 gegen den Antrag des Straßengeſetzes nur wenige Hände und der Antrag wurde doch nur mit einem geringen Mehr angenommen. Ob ein Verhandlungsgegenſtand wichtig ſei oder nicht, darüber hat das Volk oft ſeine beſondere Meinung. Mit dem Tanzen haben ſich Landrath und Landsgemeinde neuerdings mehrfach und angelegentlich beſchäftigen müſſen. Das Landbuch, überhaupt ſehr ſtreng in der Sittenpolizei, hat im Art. 202 eine der jungen Welt ſehr läſtige Beſtimmung: „Das Tanzen nach 9 Uhr Abends, wie auch an Sonn- und Feyertagen und an derſelben Vorabenden und an Faſttagen, wie auch an den Markttagen iſt bei 10 Gulden Buß für jede Perſon und den Wirth verboten, wovon dem Angeber der dritte Theil gefolgen ſoll. Auch iſt das übertriebene ſo wie das allzunahe Walzen bei 10 Gulden Buß verboten“. Um die Tanz-Polizeiſtunde zu beſeitigen movirte ſich die junge Welt ſeit faſt 20 Jahren in jeder Landsgemeinde, aber vergebens, gegen die Alten und die Geiſtlichkeit. Als ein völliger Sieg unmöglich ſchien, wollte jene ſich mit der Tanzfreiheit bis 12 Uhr begnügen, fand aber hierin denſelben energiſchen Widerſtand, bis nochmals ein Siebengeſchlechtsbegehren für die Zugabe der drei Stunden an die letzte Landsgemeinde (1863) gebracht wurde. Zahlreich verſammelte ſich das ſouveräne Volk auf

Digitized by Google

dem Kampfplatze. Die Regierung unterſtützte das Begehren, aber der biſchöfliche Commiſſarius trat mit einer Rede dagegen auf und wurde vom Alt-Nationalrath Luſſer mit Gründen der Moral und Nationalökonomie ſecundirt. Sechs Redner traten für das Tanzen in die Schranken und wie ernſt der Kampf war, zeigt die Mühe, mit welcher ein Reſultat erlangt wurde. Erſt nach dreimaliger Abſtimmung, bei welcher es laut und drohend herging, ergaben ſich 671 Stimmen für und 582 gegen das Begehren der Verlängerung der Tanzzeit. Es war das Haupt-Tractandum des Tages geweſen und das weitere Wahlgeſchäft verlief ſich raſch. Um Mitternacht ſchaute der Vollmond, ſichtbarlich vergnügt auf die vom Tanze heimgehenden jauchzenden Gruppen der Jünglinge und Jungfrauen von Uri herab.

Der Unſchuldigen-Kinder-Landrath 1861, d. h. der regelmäßig am 28. December, dem Kindleintage, zu haltende Landrath, erſtreckte ſeine Barmherzigkeit auf lange Zeit mit Unrecht geächtete Thiere aus der geflügelten Welt, indem die in der Verordnung gegen ſchädliche Vögel feſtgeſetzten Prämien für die Erlegung des Kukuks und des Gimpels (vulgo Bollenpicker) wegerkannt wurden; aber dieſe Vögel mögen ſich des in Uri erworbenen Heimatsrechts freuen und ſich nicht verlocken laſſen in das benachbarte Nidwalden hinüberzufliegen, denn dort hat das ſouveräne Volk in einer Landsgemeinde 1862 das Erlegen von Elſtern, Krähen und einigen anderen Vögeln von Neuem prämirt. Die Menſchen werden gegen die Thiere oft erſt menſchlich, wenn ſie ihren Vortheil dabei ſehen, und der in neueſter Zeit mit

Digitized by Google

Zahlen geführte Nachweis von dem Nutzen mancher bisher für schädlich gehaltener Vögel wird diesen eine schöne Zukunft eröffnen, auch in Nidwalden, dessen Laubdächer so einladend sind für Sänger aller Art.

Die Rechtspflege in Uri hat starke Licht- und Schattenseiten und nicht wenige Eigenthümlichkeiten. Zu den formalen Besonderheiten gehört, daß jede Gerichtssitzung mit Anrufung des heiligen Geistes, und durch Abbetung von fünf Vaterunser eröffnet werden soll, nach dem Reglement für die Justizbehörden des Cantons §. 13. (1851.)

In culturgeschichtlicher Beziehung ist der Strafproceß eines Landes immer wichtiger als das Verfahren in Civilsachen. Wenn auch keine vollständige Strafproceßordnung von Uri vorliegt, so läßt sich doch aus dem vorhandenen Material erkennen, daß das dortige Strafverfahren der modernen Anschauung noch recht fern ist und daß dessen Färbung als Grau in Grau bezeichnet werden kann. Den Urnern ist die Unvollkommenheit ihres Strafproceßes nicht unbekannt und es sind auch bereits Motionen zu einer gründlichen Reform desselben gestellt, aber sehr richtig ist im Landrath die Ansicht geltend gemacht, daß das materielle und formelle Strafrecht zu gleicher Zeit umzugestalten sei, da beide sich gegenseitig bedingen. Zu dem Zwecke wurde vom Landrath nach einem regierungsräthlichen Antrage einer Commission der Auftrag ertheilt, ein Strafgesetz und in Verbindung mit demselben ein Gesetz über das Strafverfahren zu entwerfen (1860.)

Digitized by Google

In dem Reglement für das Verhöramt (1842) lesen wir §. 6: „Das Verhöramt ist bevollmächtigt, den Inquisiten im Läugnungsfalle bis auf drei Tage, in jeder Woche, an die magere Kost zu verordnen und bis 10 Stockstreiche auf das Mal durch den Bettelvogt anzuwenden. Wenn man jedoch in den Zwangsmaßnahmen dieses Maß zu überschreiten nöthig fände, so sollen die weitern Vollmachten beim Rathe eingeholt werden". Worin die das Normalmaß überschreitenden Zwangsmaßnahmen bestehen können, erfahren wir nicht, es ist das eben ein Kautschukbegriff. Belehrung gibt uns darüber ein Straffall aus neuester Zeit, der zwar was Verbrechen und Verbrecher betrifft viele seines Gleichen hat und dessen psychologische Momente nicht erheblich sind, aus dem wir aber den Gang eines Criminalverfahrens in erschwerten Fällen nach der Praxis von Uri erkennen können.

Caspar Zurfluh, 25 Jahr alt, aus einer nicht gut beleumdeten Familie in der Gemeinde Gurtnellen, hatte ein bedeutend älteres Mädchen, mit dem er sich so weit eingelassen, daß er sie zu heiraten moralisch gezwungen gewesen wäre, in grausamer Weise ermordet Nachdem der Verdacht sogleich auf ihn gefallen war, setzte er den gegen ihn sprechenden starken Anzeigen der That das Läugnen gegenüber, bis der oben genannte §. 6 gegen ihn in Anwendung gebracht war. Ein Berichterstatter in der Schwyzer-Zeitung meldete: „Was vielwöchige Gefangenschaft und mehrmalige Confrontationen und was selbst schmale Kost (Wasser und Brot) bei dem rohen Verbrecher

Digitized by Google

nicht vermochten, das gelang durch die in jüngster Zeit gegen denselben in Anwendung gebrachten territiones reales. Diese Argumenta ad hominem haben auch in diesem traurigen Falle ihre alte Wirksamkeit bewährt". Der Ausdruck Real-Territion ist hier wohl nicht ganz in dem Sinne der älteren deutschen Criminalisten zu nehmen, bei denen sie schon der Anfang wirklicher Tortur war, im Gegensatz zu der Verbal-Territion oder Drohung mit der Folter. Wenn die erstere Territion beliebt wurde, legte der Henker die Folterwerkzeuge vor den Augen des Inquisiten zurecht, entkleidete ihn, setzte ihm die Daumschrauben an, drückte diese auch schon ein wenig u. dgl. So etwas kam in Altorf nicht vor, sondern man begnügte sich mit der „uneigentlichen Tortur". Auf Bevollmächtigung des Regierungsraths wurde die magere Kost bis auf 4 Tage in der Woche ausgedehnt und die Ruthenstreiche „wo gehörig" vervielfältigt.

Der Mörder wurde vom Criminalgericht zum Tode durch Enthauptung verurtheilt, appellirte vergebens an das Cantonsgericht (oder Eilfergericht), und ging an den zweifachen Landrath, dem das Recht der Begnadigung und der Umwandlung der Todesstrafe in eine andere Strafe zusteht. Obwohl er keine Aussicht auf Erfolg hatte, indem in Uri die Abneigung gegen die Todesstrafe nicht vorherrschend ist und man der Ansicht huldigt, daß ein noch bestehendes Gesetz (hier Art. 258 des Landbuchs), wenn seine Voraussetzungen vorhanden, auch zu befolgen sei, — erklärte er, er treibe es soweit er könne und dann möge es eben gehen wie es wolle.

Digitized by Google

Ueber den erwähnten zwiefachen Landrath ist Folgendes zu bemerken. Der (einfache) Landrath besteht aus dem Landammann, als Präsidenten, dem Landesstatthalter, vier Regierungsmitgliedern, dem Präsidenten des Cantonsgerichts und den von den Gemeinden nach ihrer Volkszahl gewählten Mitgliedern (— nach der Volkszählung von 1850 waren es 48 —). Der zwiefache Landrath wird dadurch gebildet, daß für ein jedes Mitglied des Landraths auf gleiche Amtsdauer wie die Mitglieder selbst, ein Mitrath von den betreffenden Gemeinden ernannt wird, für die Regierungsmitglieder aber vom Landrathe. Eine ähnliche Einrichtung für ähnliche Zwecke findet sich in anderen Cantonen der Urschweiz, und wie der Landrath überhaupt Volksvertretung ist, so in potenzirter Weise der zwiefache Landrath.

Als der zwiefache Landrath versammelt war, öffneten sich die Flügelthüren des Rathsaals und, begleitet von einem Welt- und einem Ordensgeistlichen und gefolgt von zwei Landjägern trat der unglückliche Verbrecher, das Bild des gekreuzigten Heilands in den gefalteten Händen tragend, mit todblassem Gesichte, ins Zimmer, in welchem nun zum dritten Mal ihm das Leben abgesprochen werden sollte, knieete neben seinem Vertheidiger nieder und dieser versuchte in längerer Rede Gnade und Milde zu erwecken. Der Begnadigungsantrag ging auf Umwandlung der Todesstrafe in 30jährige Kettenstrafe.

Das Niederknieen des Gnade Bittenden ist alte Sitte und Bestimmung des Reglements für den Landrath (1850)

Digitized by Google

die Begleitung der Geiſtlichen ſcheint in Uri eine ſtumme zu ſein, iſt aber doch wohl zurückzuführen auf die in anderen Theilen der innern Schweiz noch nicht untergegangene Sitte, daß die Geiſtlichkeit ſich nebſt der Familie des vor dem Todesurtheil Stehenden oder zum Tode Verurtheilten am Gnadeflehen bethätigt.

Das Begnadigungsgeſuch wurde mit 82 gegen 5 Stimmen verworfen und am folgenden Tage, dem 12. Juni 1861, folgte die Hinrichtung, über welche die Schwyzer-Zeitung eine Mittheilung machte, die uns eine eigenthümliche Sitte vorführt. „Mit dem Schlage der zwölften Stunde öffnete ſich die Kerkerthür und der Delinquent begann ſeinen letzten Gang zum Richtplatze, der eine Viertelſtunde ob Altorf gegen Erſtfelden liegt. Die Armenſünderglocke vom Platzthurme gab dieſe traurige Kunde mit harten verhallenden Klängen. Unter dem Geleite von zwei Prieſtern ſchritt Zurfluh mit gebeugtem bleichem Antlitze, aber feſten Trittes einher; ihm folgte die Schaar der barmherzigen Brüder, die dem ganzen ſchwerfälligen Zuge einen hochernſten Charakter verliehen. Dieſe Brüder ſind mit einer langen ſchwarzen Soutane bekleidet, die ein kleiner Mantel von gelber Farbe bis zum Ellbogengelenke bedeckt. Das Haupt derſelben verhüllt eine ſchwarze Kapuze, das Angeſicht eine ſchwarze Larve. Die rechte Hand trägt einen die Häupter überragenden Stab, deſſen Knopf einen kleinen Todtenſchädel bildet. Ein großes Kreuz mit dem Bilde des Erlöſers ragt über den Reihen hervor. Das Inſtitut dieſer barmherzigen Brüder hat den einzigen Zweck, die letzten Lebensſtunden

Digitized by Google

eines zum Tode Verurtheilten mit geiſtlichen und leiblichen Mitteln der Barmherzigkeit für ein beſſeres Leben jenſeits einzuweihen und den Leichnam des Gerichteten zur Erde zu beſtatten. Die Mitglieder ſind aus den erſten Familien, darunter viele hohe Beamte".

Als das Haupt gefallen war, beſtieg der Pfarrer Elmauthaler von Altorf die Richtſtätte und hielt, ſichtlich tief ergriffen, aber mit kräftiger Stimme eine Standrede über den Text Galater 6, 7. 8. „Täuſchet euch nicht; Gott läßt ſeiner nicht ſpotten. Denn was der Menſch ſäet, das wird er auch ernten. Wer in ſeinem Fleiſche ſäet, der wird vom Fleiſche Verderben ernten". Nachdem nun noch die große Volksmenge nach Aufforderung des Pfarrers drei Vater Unſer und Ave Maria ſammt dem chriſtlichen Glaubensbekenntniſſe zum Troſt und Heil für die Seele des Gerichteten laut gebetet hatte, wurde die Leiche in dem bereitgehaltenen Sarge von der genannten frommen Brüderſchaft auf den Friedhof in Altorf gebracht und daſelbſt in den kühlen Schoß der geweihten Erde geſenkt.

Die genannte Geſellſchaft der barmherzigen Brüder, unzweifelhaft eine Nachbildung italieniſcher Einrichtungen, beſteht in Altorf ſeit 1754 und umfaßt 33 Brüder. Bei Vakanzen findet Cooptation ſtatt. Die Geſellſchaft fungirt nicht bloß bei Hinrichtungen, ſondern übt in ſtiller Weiſe Wohlthätigkeit, aber vor das Publikum tritt ſie nur bei ſolchen traurigen Anläſſen. Zwei Brüder ſind dann beauftragt um Geld zu Seelenmeſſen für den Hinzurichtenden zu bitten. Erwähnenswerth iſt es, daß Caspar Zurfluh den Wunſch

Digitized by Google

äußerte, es möge ein Theil der Gaben zu Seelenmeſſen für die Gemordete verwendet werden. Die Erlaubniß den Leichnam des Hingerichteten auf dem Kirchhofe beerdigen zu dürfen, wird von der Brüderſchaft vorher bei dem Gerichte ausgewirkt.

Früher wurde dem armen Menſchen, der ſeinen letzten Gang nach Erſtfelden antrat, an der Grenze von Altorf bei einer Kapelle, die noch den Namen „Haar-Käppeli" führt, das Haar abgeſchnitten. In dem Falle des Caspar Zurfluh war dies ſchon im Gefängniß geſchehen.

Wie das Strafverfahren in Uri manches Eigenthümliche hat, ſo beſteht die Eigenthümlichkeit des materiellen Strafrechts vornemlich darin, daß die Abtheilung des Landbuchs über „Maleſiz und Friedbruch" im Vergleich zu modernen Strafgeſetzgebungen ſo außerordentlich kurz iſt und ſo wenig alle vorkommenden Verbrechen und Vergehen behandelt oder auch nur berührt, daß dem weiſen Ermeſſen des Richters der weiteſte Spielraum bleibt. Der alte Begriff des Friedbruchs dominirt, ſo daß die Formen, in denen er auftreten kann, durch gewaltſame Handlungen verſchiedener Art, am ſorgfältigſten behandelt ſind. Schon die Drohung einem Andern an Leib, Leben, Hab und Gut ſchaden zu wollen, iſt mit einer Geldbuße von 10 Gulden zu Handen des Landſeckels bedroht; auch ſoll der Drohende dem Richter angeloben, dem Andern auf keine Art einiges Leid zuzufügen; ſo er dann aber auf dieſe Anlobung hin den Andern beſchädigen würde, ſoll er als meineidig angeſehen und dafür beſtraft werden.

Digitized by Google

Sehr ſtark tritt auch im Landbuch die Einbuße der Ehre als Folge der Beſtrafung für Verbrechen hervor. Nachdem im Art. 254 ein Catalog der Maleſizſachen gegeben iſt, heißt es im Art. 256: „Jedes als Maleſiz beſtrafte Vergehen macht den Schuldigen ehrlos; bei andern Strafurtheilen über Criminalfälle ſoll allemal erkennt und beigeſetzt werden, ob der Beſtrafte der Ehre entſetzt ſein ſolle und für wie lange oder aber nicht". Dies iſt aber durch ein Erkenntniß der Landsgemeinde 1842 dahin modificirt worden, daß dem Maleſiz-Landrathe das Recht vorbehalten bleiben ſoll, bei den ihm zur Beurtheilung vorkommenden Straffällen, jedes Mal nach Verhältniß des Verbrechens zu beſtimmen, nach wie viel Jahren ein ſolcher Sträfling wieder vor die gleiche Behörde zurückkehren dürfe, um die Rehabilitation nachzuſuchen, welche ihm dann unter der Bedingung ertheilt werden möge, wenn der Beſtrafte durch Zeugniſſe von ſeiner Ortsbehörde und ſeinem Seelſorger beweiſen könne, daß er ſich gebeſſert und ſeine Bürger- und Chriſtenpflichten während dieſer Zeit getreu erfüllt habe.

Zu den Ehrenſtrafen gehört auch das überhaupt in der Schweiz ſehr verbreitete Wirthshausverbot, ſo daß diejenigen, denen der Beſuch der Wirths- und Schenkhäuſer verboten iſt, eben ſo wenig wie die durch gerichtliches Urtheil Entehrten in der Landsgemeinde ſtimmen dürfen. Auch von den Schützenfeſten ſind ſie ausgeſchloſſen. Es iſt jenes Verbot eine Ehrenſchmälerung, verſchieden von der Ehrloſigkeit, und tritt nicht nur ein als Zugabe zu criminellen Strafen, ſondern als ſelbſtſtändiger Bann für liederliche

Digitized by Google

Leute. Da das Verbot oft übertreten wird, so hat sich die neuere Gesetzgebung von Uri mit diesem Gegenstande in der Art beschäftigt, daß nicht nur solche Personen, wenn sie irgendwo in berauschtem Zustande gesehen oder betroffen werden, in polizeiliche Haft gebracht und darin so lange belassen werden sollen „bis sie wieder nüchtern geworden sind", sondern nach einem Rathserkenntniß von 1849 auch länger, bis auf 48 Stunden, in solcher Haft bleiben und vor der Entlassung nach Umständen mit 12 Ruthenstreichen gezüchtigt werden, ja selbst, unter erschwerenden Umständen, schwerer bestraft werden sollen.

Zur Charakteristik des Strafensystems in Uri mögen einige Fälle dienen, welche zeigen, daß man dort von einer Verschwendung in Ausgaben zur Unterhaltung von Gefangenen, wie in Unterwalden, weit entfernt ist, namentlich wenn der Verbrecher in Uri kein Heimatsrecht hat.

Johann Gisler von Schattdorf, 16 Jahr alt, schon einmal wegen Diebstahl vom Bezirksgericht bestraft, wurde 1860 wegen zweier Diebstähle, die nach dem modernen Strafrecht als erschwerte gelten, vom Criminalgerichte belegt: 1) Mit 5tägiger Gefangenschaft und 30 Ruthenstreichen in 3 Malen, auf den bloßen Rücken, und mit Entsetzung seiner bürgerlichen Rechte und Ehren, jedoch mag er nach Ablauf von 4 Jahren um die Rehabilitation ansuchen. 2) Soll er die Prozeß-, Atzungs- und betreffenden Gerichtskosten bezahlen und das Entwendete wieder ersetzen. 3) Ist ihm während drei Tagen durch einen Geistlichen Religionsunterricht zu

Digitized by Google

ertheilen, und er sodann nach erstandener Gefängnißstrafe der Bezirks-Finanzcommission zur Obsorge zu empfehlen.

Johann Krieg, von Altendorf im Canton Schwyz, 69 Jahr alt, wurde (1862) wegen Diebstahl mit Einbruch, mit $^1/_4$stündiger Ausstellung durch den Polizeidiener, 6tägiger Gefangenschaft, 20 Ruthenstreichen im verschlossenen Raume, lebenslänglicher Cantonsverweisung und Ehrentsetzung bestraft. — In der Ausstellung ist Variation; die schwerere Art geschieht durch den Scharfrichter. So wurde 1862 Josepha Arnold von Bürglen, ein 24jähriges Mädchen, um 12 Uhr Mittags während einer Viertelstunde durch den Scharfrichter auf dem Lasterstein ausgestellt, mit umgehängter Inschrift „Meineid und Unzucht".

Das Verfahren in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten ist geregelt durch eine Proceßordnung von 1852, die durchweg einen modernen Zuschnitt hat, so daß Strafprozeß und Civilprozeß Jahrhunderte auseinander liegen. Aus alter Zeit herübergenommen sind die s. g. Gassengerichte, wie sie auch von jeher in Schwyz bestanden, die ihren Namen nicht davon hatten, daß sie auf der Gasse gehalten wurden, sondern daß jeder Landmann, der eben über die Gasse daher kam, von dem unter dem Rathhausbogen stehenden Landweibel zum Richten herangezogen wurde und sich dieser Thätigkeit nicht weigern durfte. Der Landweibel recrutirte auf diese Weise 6 Landleute, die dann mit dem Richter das Gericht bildeten. Zweck und Veranlassung dieser Maßregel sind noch in der neuen Civilproceßordnung §. 6. deutlich angegeben: „Als Schiedsgericht ist auch das sogenannte

Digitized by Google

Gassengericht zu betrachten, wo der Bezirksammann bei Streitigkeiten zwischen Fremden oder zwischen einem Fremden und Einheimischen, wo beide schnellen Entscheid wünschen oder die Sache sonst keinen Verzug erleidet, 6 ehrenwerthe, unpartheiische Männer, die zu erscheinen schuldig sind, zusammenruft und ihnen präsidirt". Blumer erwähnt in seiner Rechtsgeschichte aus Unterwalden die Sitte einer nicht fernliegenden Zeit, daß bei Rechtsstreitigkeiten, wo Gefahr im Verzuge lag, die Parteien dem Landweibel um Einberufung eines Gassengerichts angehen konnten und daß dann der Landweibel nach beendigtem Gottesdienste auf den Dorfplatz von Stans, wo sich Volk angesammelt hatte, herunterging und nach freiem Ermessen sieben Urtheiler auswählte, die ihm für den fraglichen Fall durch Sach- und Fachkenntniß besonders geeignet schienen. Der Angesprochene war verpflichtet dem Rufe zu folgen; daher kam es denn aber vor, daß Leute, die weniger Neigung hatten richterliche Functionen auszuüben als sich in üblicher Weise um diese Zeit zu erfrischen, davonschlichen, wenn der Landweibel anrückte.

Der kleine Gegenstand hat ein nicht unbedeutendes rechtshistorisches Interesse, insofern er ein Beleg ist zu der so oft wahrnehmbaren Erscheinung, daß im Rechtsleben der Schweiz sich bis in die Gegenwart oder bis zur Schwelle der Gegenwart Einrichtungen erhalten haben, die früher auf germanischem Boden weiter verbreitet waren. Wir dürfen den Kern jener Einrichtung, wie er noch aus der Civilproceßordnung von Uri hervortritt, darin sehen, daß durch-

Digitized by Google

reiſende Fremde nicht aufgehalten werden ſollten, aber auch ein Einheimiſcher, der in eine Differenz mit einem Fremden gekommen war, nicht durch die Abreiſe des Fremden gefährdet werden ſollte; Gaſtgerichte waren daher eine auf deutſchem Boden weitverbreitete Einrichtung. Durch Uri ging von jeher die große Straße von Deutſchland nach Italien, daher trat das Bedürfniß einer ſolchen raſchen Juſtizpflege hier beſonders hervor.

Uri iſt kein reiches Land. Die Alpenwirthſchaft nährt einen großen Theil der Bevölkerung zur Genüge und mehr wird nicht begehrt, denn ſo iſt es ja von Altersher geweſen. Aber recht häufig findet man Familien, welche in ärmlichſter Hütte, die ſich im Skizzenbuch der zeichnenden Engländerin romantiſch ausnimmt, als Viehſtand eine oder einige Ziegen haben und deren regelmäßige Nahrung im Sommer Ziegenmilch und Mehlbrei, im Winter Mehlbrei, Zieger und Erdäpfel bilden, denen Brot eine Delicateſſe iſt und die im ganzen Jahr Fleiſch nur mit Thränen eſſen, wenn ſie das Unglück gehabt haben, daß eine junge Ziege vom Felsabhange gefallen iſt. Die Ziegen ſind oft die Ernährer der armen Menſchen, nicht bloß hier, ſondern auch in anderen Theilen der Schweiz, und da kann es einem Leid thun, wenn man ſie aus einem freilich von anderer Seite triftigen Grunde, weil ſie die jungen Bäume annagen und vernichten, in ihrer freien Bewegung beſchränken will. Aus dem Bannwalde

Digitized by Google

von Altorf, der für den Ort eine Lebensbedingung iſt, ſind ſie „als dem Nachwuchſe des jungen Waldes vorzüglich ſchädlich“ bei bedeutender Geldbuße verbannt. Ich lächelte ungläubig, als mir einſt mein alter College Schinz, wegen ſeiner Verdienſte um die Ornithologie Vogel-Schinz genannt, erzählte, daß in der Schweiz die Ziegen beſonders Schuld ſeien an dem Schaden, den die Lawinen anrichteten, und ich hielt das für einen Ausdruck ſeiner Antipathie gegen die vierbeinigen Creaturen, aber ich bitte ihm nach ſeinem ſeligen Hinſcheiden mein Lächeln ab, ſeit ich erfahren habe, was in Uri ein Bannwald bedeutet. In Gerſau ſind die Ziegen aus den Holzſchlägen gänzlich geächtet und in Chur hat ſich ſogar kürzlich ein Antiziegenverein gebildet. In Glarus erheben aber die armen Leute ein großes Geſchrei, wenn davon die Rede iſt, ihre Ziegen, die einen ſo nothwendigen Beſtandtheil ihres Hausſtandes bilden, die „Kühe der Armen“, in den Bann zu thun.

Die Urner ſuchen und finden in ihren Bergen zwar Schätze in der Form von Bergkryſtallen verſchiedener Farbe, verkaufen dieſe auch, namentlich an Engländer, zu hohen Preiſen, wenn man aber das Verhältniß von Zeit und Arbeit zu dem Ertrage genauer anſieht, ſo iſt das Kryſtallſuchen im Allgemeinen der Gemsjagd ähnlich, auch iſt es wie dieſe mit Lebensgefahr verbunden. Oft wird lange Zeit vergeblich geſucht und gegraben und wenn dann aus dem Schlamm des Berginnern das Geſuchte herausgebracht iſt, ſo fehlt weit umher das Waſſer, um die ſchmutzigen Stücke abzuwaſchen und zu ermitteln, ob ſie einen Werth

Digitized by Google

haben. Die Goldklumpen, welche oft in den Bergen, beſonders dem Briſten, gefunden ſein ſollen, gehören dem an die Märchenwelt grenzenden Gebiete an und ſind mit den Märchen nur noch in den Erzählungen einiger Großmütter und in dem Glauben der Kinder vorhanden. Uri iſt durch ſie kein Eldorado geworden.

Die Anwohner der Gotthardsſtraße haben nun zwar als Fuhrleute, Wirthe und Spediteurs einen ſichern Erwerb, aber Thatſache iſt, daß Uri viele Arme und Unterſtützungsbedürftige zählt. Dennoch bin ich in Uri, abgeſehen vom Seelisberge, wo halberwachſene gutgekleidete Knaben ſich nicht ſcheuen, um Geld für Taback zu bitten, nur ſelten angebettelt worden, während bekanntlich in manchen Gegenden der Schweiz die Bettelei recht ſyſtematiſch betrieben wird. Ein hübſches Stück aus dieſem Syſtem iſt es, was mir ein Mann erzählte, der vor mehreren Jahren ſich die Hauptkirche in Schwyz hatte beſehen wollen. Als er eben eingetreten war, kam ein älterer Mann und bat um eine Gabe. Auf die Frage des Fremden an den Bettler, wer er ſei und was er treibe, antwortete dieſer: „i bi z' Schwyz im Zuchthus."

In Uri wurde dem Armenweſen ſeit lange große Sorgfalt gewidmet und in dieſer Richtung iſt zunächſt die Einrichtung der „Verwandſchaftsſteuern" ſehr bemerkenswerth. Die natürliche Pflicht der Familien dem Hülfsbedürftigen aus ihrer Mitte die zur Exiſtenz nothwendige Unterſtützung zu geben, iſt von der Geſetzgebung inſoweit berührt, als dieſe die Verwandſchaftsgrenze näher beſtimmt. Nach dem

Digitized by Google

Landbuch ſollen vaterloſe Kinder oder ſolche, die der Vater wegen eigner Preſthaftigkeit nicht erhalten kann, oder auch andere gebrechliche alte, kranke, ihren Unterhalt zu erwerben ganz unvermögende Perſonen, von ihrer Verwandſchaft genährt, erzogen oder verpflegt werden und zwar ſoll ſtets der nächſte Verwandſchaftsgrad väterlicher Seite eintreten, falls aber dieſer dazu nicht vermöglich iſt, von Grad zu Grad weiter gegriffen werden. Erſt mit dem fünften Grade der väterlichen Verwandſchaft kommt die mütterliche Verwandſchaft an die Reihe. Die neuere Geſetzgebung hat zu Gunſten der Familie die Armenpflege der Gemeinden ſtärker in Anſpruch genommen, indem die Verwandſchaftsſteuern nur bis und mit dem erſten und zweiten Grade der väterlichen Verwandſchaft fortbeſtehen, ſodann die Gemeinden eintreten. Die Armenpflegen der Gemeinden ſollen ſorgen, daß alle Armen, auch Wittwen und Waiſen, Allmendgärten bekommen; auch iſt jede Pflege berechtigt, 24 Bäume auf die Allmend zu ſetzen, die ihr ſo lange zu eigen bleiben, als ſie dieſelben recht und gehörig unterhält, im andern Falle dann gemeine Allmendbäume werden. Den Armenpflegen iſt auch ein Strafrecht eingeräumt, beſtehend in Einſperrung bei Waſſer und Brot von 24 bis 48 Stunden, die zu körperlicher Züchtigung verſchärft werden kann. Dieſes Strafrecht iſt anwendbar gegen diejenigen, welche die Armenpflege mißbrauchen, unehrerbietig gegen die Pflege ſich benehmen oder mit Lug und Trug umgehen und gegen die, welche dem Gaſſenbettel ohne Noth ſich ergeben, ferner gegen die, welche den Religionsunterricht, die Predigt und Chriſtenlehre ver-

Digitized by Google

nachläſſigen und gegen liederliche Hausväter, die den verdienten Pfennig im Wirthshauſe durchjagen und die Ihrigen bei Hauſe gewiſſenlos ſchmachten laſſen. So beſtimmt das Landbuch Art. 109.

Die genannte Verwandſchaftsſteuer, ein Gegenſtück zum Erbrecht, und das Fortrücken der Unterſtützungspflicht von der Familie zur Gemeinde, öffnet uns eine Einſicht in das Verhältniß von Familie, Gemeinde und Staat. Die Familie, in welcher und durch welche der Einzelne ſeinen Werth hat, der er mit Rechten und Pflichten angehört, bildet die natürliche Grundlage des Staats und ſie erſcheint als ſolche in der innern Schweiz deutlicher als in Ländern feinſter Staatsorganiſation. Die Familie erweitert ſich zum Geſchlecht, dem noch der gemeinſchaftliche Name Zeichen der Verwandſchaft iſt. Das Zuſammenwohnen der verſchiedenen Familien und Geſchlechter, die Nachbarſchaft, iſt ein anderes, auch natürliches Band und die Gemeinden haben in der Schweiz eine ſo feſte ſtaatsähnliche Organiſation, daß ſie ſichtbarlich die Brücke von der Familie zum Staat bilden. In der Tüchtigkeit des Gemeindeweſens ruht die Kraft der Schweiz und alle Schwankungen in den verſchiedenen Kreiſen des politiſchen Lebens vermögen nicht dieſe Grundfeſte zu erſchüttern. Würde auch einmal die Regierung eines Cantons — was Gott verhüten wolle, — vom Winde entführt, der Staat würde deshalb nicht zuſammenbrechen, ſondern in den Gemeinden ſeine Bewahrung haben. Wie ſehr die Schweizer es wiſſen, was ihnen die Gemeinde iſt, das zeigt ihr Feſthalten an dem Gemeindebürgerrecht

Digitized by Google

der Heimat, wohin ſie auch in den beiden Hemiſphären verſchlagen werden; das zeigt die jahrhundertlange Seßhaftigkeit der Familien und Geſchlechter in denſelben Gemeinden. Hört man den Namen Zwicky, ſo weiß man, daß er nach Glarus und ſpeciell nach Mollis hinweiſ't, Kamenzind muß von Gerſau ſein, Luſſer von Altorf, Elſinger iſt von Menzingen, Merian von Baſel, Eſcher von Zürich. Eine ganz eigenthümliche Erſcheinung bietet Unter-Aegeri im Canton Zug. Wie Adam Menſch heißt, ſo iſt dort Iten faſt gleichbedeutend mit Menſch. Wenn ein Geſchichtsfreund, der Morgarten aufſuchen will, Unter-Aegeri paſſirt, ſo kann er getroſt den beiden Holzſägern neben dem Wege zurufen: „Herr Iten, iſt dies der Weg nach Morgarten?“, denn einer der Beiden iſt unfehlbar oder nach der Wahrſcheinlichkeitsrechnung ein Iten, da von den 2423 Bürgern der Gemeinde der Clan Iten die Hälfte umfaßt, ich möchte faſt glauben noch mehr, da die ſchätzbaren Bekanntſchaften, drei an der Zahl, die ich mit Männern aus Unter-Aegeri machen konnte, alle den Namen Iten tragen. Es erinnert mich das an eine kleine Geſchichte aus Livland. In dem Theile dieſes Landes, deſſen Bauern Letten ſind, war ein Deutſcher bei einem Gutsbeſitzer zum Beſuch und fuhr eines Tages mit demſelben über ſein großes Feldgebiet. Es wunderte den Fremden, daß der Gutsherr jeden von den im Felde arbeitenden Bauern, dem er etwas aufzutragen hatte, mit Claus anredete. Heißen hier denn alle Bauern Claus? fragte jener. Jawohl, erwiederte der Gutsherr, und als der Fremde noch einen Zweifel darüber in ſeinem Geſichte ausdrückte,

Digitized by Google

erbot der Gutsherr ſich zum Beweiſe und rief jeden Bauern, in deſſen Nähe ſie kamen, mit Claus an und jeder Bauer hörte auf dieſen Namen und zog devot vor dem gnädigen Herrn die Mütze ab. Das lettiſche „Claus“ iſt aber doch kein Name, ſondern bedeutet: Höre!

Um den Gattungsbegriff Iten in Unter-Aegeri zu einem brauchbaren Namen zu geſtalten, könnte man nun einige Vornamen oder Perſonennamen davorſetzen, wie Franz Karli, allein da die Zahl der gangbaren Vornamen beſchränkt iſt, würde dieß nicht genügend vor Verwechſelungen ſchützen, man läßt daher im mündlichen Verkehr den Geſchlechtsnamen Iten als ſich ſo ziemlich von ſelbſt verſtehend ganz weg und individualiſirt durch andere Operationen. Sehr gewöhnlich wird der Hofname vorangeſtellt: Obermatt Karli, Obermatt Karli Xaveri, Obermatt Karli Xaveri's Thomas, oder man ſagt: der alt Franz Karli und von deſſen Sohn: s' alten Franz Karli's Hanesſeb, von deſſen Enkel: s' Franz Karli Hanesſebs Gängel (Wolfgang). Oft dominirt die Bezeichnung des Geſchäfts z. B. der alt Buchbinder und der Buchbinder Hanes, der Nagler Peter. Bei weniger großen Geſchlechtern wird der Geſchlechtsname verwendet und entweder der Hofname vorangeſetzt, wie: Bogenmatt-Merz, Fiſchmatt-Merz, oder es wird die Beſchaffenheit des Körpers betont: Groß-Merz, Dürr-Merz, oder die Profeſſion: Schuſter-Merz.

Wer in Unter-Aegeri verweilt, wird bald auf einen Namen aufmerkſam, den jedermann mit Emphaſe nennt: Schmied's-Wolfgang. Und wer iſt denn Schmied's Wolf-

Digitized by Google

gang? Es ist der Nationalrath Henggeler, auch Großrath des Cantons Zürich, aber in seiner Heimatsgemeinde Unter-Aegeri, deren Stolz und Wohlthäter er ist, trägt er noch den heimischen Namen seiner Kindheit. Als Mühlenmacher zog er mit Ranzen und Stock in die Welt hinaus und zeigte bald, was ein junger Mann, der Energie mit Talent verbindet, aus sich machen kann. Jetzt ist er der erste Industrielle des Cantons Zug und steht auch im Canton Zürich im größten Ansehen.

Meine Leser mögen diese kleine Abschweifung von Uri weg entschuldigen, die ich mir erlaubte, um anzudeuten, daß es eine sehr dankbare Aufgabe für einen Sprachforscher oder Sprachphilosophen sein würde, der Genesis der Personennamen nachzugehen. Eine Vergleichung der verschiedenen Cantone der Schweiz und eine Ausdehnung der Untersuchung auf die Landschaften von Nord- und Süddeutschland in dieser Beziehung würde unzweifelhaft auf gleiche und ungleiche Entwicklungsgesetze führen.

Zur Characteristik Uri's dient auch ein strenges Sittenmandat vom Jahre 1860 „zur Vermehrung der Ehre Gottes, Abschaffung schädlicher Mißbräuche, Handhabung guter Ordnung und besserer Beobachtung der Gesetze". In dasselbe sind die einschlägigen Bestimmungen des Landbuchs aufgenommen und mit neueren Anordnungen zu einem Ganzen vereinigt. Es soll alljährlich in den Gemeinden verlesen werden.

Digitized by Google

Das Mandat beginnt mit der Einschärfung eines regelmäßigen Kirchenbesuchs und einer christlichen Sonntagsfeier und geht dann auf den Schulbesuch und ähnliche Gegenstände über. Bei dem Gottesdienst, so wie vor der Obrigkeit und bei Landesversammlungen soll jedermann in gehörig anständiger Kleidung erscheinen; „beinebens sind sowol Manns- als Weibspersonen jeden Standes nachdrucksamst gemahnt, sich standesmäßig in Gebühr und Ehrbarkeit zu bekleiden und alle unanständige und für ihren Stand zu kostspielige Kleidung zu vermeiden". Die Polizeistunde (10 Uhr) ist eingeschärft, doch sind zweckdienliche Ausnahmen gestattet. Für die Nachtruhe ist in eigenthümlicher Form Vorkehrung getroffen: „Das leichtfertige Redverkehren, ungebührliche Jolereien, Licht auslöschen, sich niederbücken und alle andern dergleichen Unfugen und Lärmereien zur Nachtzeit sind bei Fr. 23, schwere Bubereien und Unfugen, als Thüren und Fenster einschlagen und andere solche sträfliche Handlungen bei Fr. 46 Buße verboten; in schweren Fällen dieser Art ist der Thäter noch schärfer, allenfalls mit Gefangenschaft und körperlicher Züchtigung zu bestrafen". Sowol den Landleuten als den Fremden ist befohlen, Frieden zu bieten und Frieden aufzunehmen und nach Möglichkeit dahin zu wirken, daß es nicht zu Schlägen und Thätlichkeiten komme. Maskeraden sind in gehörige Grenzen gewiesen und das schon erwähnte strenge Tanzreglement des Landbuchs ist wieder eingeschärft. Aber auch für die Gesundheit des durstigen Publikums ist gesorgt. Es soll keinerlei schlechtes oder unwerthschaftes

Digitized by Google

Getränk bei Fr. 46 Buße ausgewirthet werden und dem Kläger ſoll die Hälfte dieſer Buße zukommen. Jede Gattung Wein ſoll nur mit gleicher zugefüllt werden. (Die Verlängerung mit Waſſer iſt alſo ganz außer Frage, aber es ſoll auch, wie es in einem alten Weisthum heißt, ein einſchmeckender, aufrichtiger Wein ſein). Die Wirthe ſollen niemandem mehr als für Fr. 4 auf Borg oder Ding geben.

Noch vieles mehr iſt verboten; ich möchte glauben zu viel, ſo daß das Sittenmandat, welches die guten Sitten fördern ſoll, die ſchlechte Sitte täglicher Geſetzesübertretung hervorruft. Intereſſant müßte ein Jahresbericht über die in Folge des Sittenmandats fällig gewordenen Bußen ſein, die trotz den vielen Uebertretungen ſchwerlich eine bedeutende Höhe erreichen, obgleich überall die Hälfte dem Angeber in Ausſicht geſtellt wird. Aber eben dieſer letztere Punkt iſt wieder ſehr bedenklich. Uri iſt kein Polizeiſtaat; es hat keine mit Argusaugen ſpürende Polizei, daher darf den Bürgern zugemuthet werden, daß ſie ſelbſt in wohlfahrtspolizeilicher Richtung thätig ſeien, aber nur ſo weit das öffentliche Wohl nach allgemeinem Bewußtſein durch Handlungen bedroht iſt; derartig ſind jedoch durchaus nicht alle in dem Mandat geſetzten Uebertretungen und daher wird bei einem mit geſundem Rechtsſinn begabten Volke der Reiz zur Angeberei nicht groß ſein. Nehmen wir beiſpielsweiſe den Art. 7 des Sittenmandats, der mit großer Strenge die Glücksſpiele verfolgt und in die Drohung ausläuft: „Das Flißlen und Oberlanden, das Roulett und Würfelſpiel, ſowie andere bietende Spiele ſind bei Fr. 176 Strafe ver-

Digitized by Google

boten" und hinzugesetzt ist: „von allen diesen Bußen soll der halbe Theil dem Kläger zukommen". Da das Würfelspiel überhaupt hier verboten ist, so muß es nach dem Buchstaben des Gesetzes auch das in der Schweiz sehr gewöhnliche Würfeln um die Zeche, etwa einer gemeinschaftlich getrunkenen Maaß Wein sein. Wenn das Gesetz sich darauf nicht beziehen soll, ist es nicht gut redigirt. Wie nun aber, wenn man dem ganzen Art. 7. die berüchtigte urner Lotterie gegenüberhält? Die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft, welche im September 1862 in Sarnen (Obwalden) ihre Jahresversammlung hielt, hat sich sehr einläßlich mit den Glücksspielen in der Schweiz, ihren nationalökonomischen und sittlichen Folgen, sowie den Mitteln zu ihrer Beseitigung beschäftigt. Das umfassende ausgezeichnete Referat des Doctor Etlin, Statthalters von Obwalden, ist seitdem auch in einer Volksausgabe im Druck erschienen und wird durch die energische Behandlung der Sache ohne Zweifel Segen stiften. Da haben wir denn auch Genaueres über die in öffentlichen Blätternschon oft gegeißelte Urner Lotterie erfahren.

Im Jahr 1803 kam man auf den Gedanken der Errichtung einer Lotterie zum Besten der Armen. Ein gewisser Flüeler aus Stans, in Altorf wohnend, unternahm mit vieler Mühe und unter Beihülfe einiger Freunde uneigennützig die Errichtung der Urner Lotterie „ausschließlich zum Besten der Armen" und die Regierung ertheilte derselben die hochobrigkeitliche Bewilligung und Garantie. Darauf wurde die Lotterie gegen eine jährliche Pachtsumme von

Digitized by Google

130 Gulden vergeben, welche Summe dann auf 390 Gulden und weiter auf 7200 Franken stieg, die theils an die Central-Armenpflege, theils in die Urnerische Staatskasse fallen. Gleichmäßig steigerte sich das garantirte Spielkapital, das jetzt laut Plan jährlich 3 Millionen übersteigt. An der Spitze des Planes steht immer noch „zum Besten der Armen"; das Referat ergänzt aber: „Unwillkürlich läßt sich hinzudenken, um im eigenen und andern Cantonen die Zahl der Armen und Bettler zu vermehren, denn die Armen erhalten jährlich von allen Gewinnsten nur wenige Tausend Fränklein, während die Besitzer mit ihrer Lotterie zum Besten der Armen lordreiche Leute geworden sind". Die genaue Berechnung eines deutschen in der Schweiz lebenden Statistikers hat das überraschende Facit geliefert, daß der jährliche Profit der Unternehmer der Urner Lotterie 646,918 Franken sei, oder richtiger formulirt, daß diese Lotterie das Publikum alljährlich mit dieser Summe besteure. Auf die Frage, welchen Beitrag das Institut an den Staats- oder Gemeindehaushalt leiste, lautet die Antwort, daß jene Pachtsumme von 7200 Franken auf die Bevölkerung von 14,800 Einwohnern Uri's vertheilt für jeden Einwohner 48 Centimes ergiebt. In der Sitzung der gemeinnützigen Gesellschaft kam es zu einer lebhaften Discussion; die Vertheidiger der Lotterien, die denn doch ehrlich genug waren es nur halb zu sein, wollten die Richtigkeit jener Berechnung nicht zugeben und kamen auch wieder darauf zurück, daß die Lotterien in Uri wie in Schwyz zum Besten der Armen errichtet seien. Es mußte den Zuhörern

Digitized by Google

dabei der H. Crispinus einfallen, von dem aber doch nicht bekannt ist, daß er aus dem entfremdeten Leder auch sich selbst Schuhe gemacht habe.

Wenn man den Geldlotterien in der Schweiz und den noch weit schlimmeren Spielhöllen in Genf (Cercle des étrangers) und Saxon im Canton Wallis gegenüberstellt, daß 1518 in Schwyz jedes andere Glücksspiel außer um Nüsse und Nidel (Rahm, Sahne, Schmant) bei 5 Pfund Buße verboten und dieser Artikel dann dahin geändert wurde, daß man spielen möge um Nidel oder bis um 5 Schillinge, so haben wir zwei extreme Zeitbilder.

Der Kampf der gemeinnützigen Gesellschaft gegen die Lotterien ist schon in erfreulicher Weise von der Seite aufgenommen, die den Sieg bringen muß, vom Volke selbst. Der Landrath von Nidwalden hat seit 1818 den Directionen der Lotterien von Uri und Schwyz die Ausgabe von Billets in Nidwalden gegen eine Leistung an die Staatskasse, die zuletzt 200 Franken für jede Ziehung betrug, gestattet und neuestens gegen eine Summe von 1000 Franken wieder bewilligt, um aber die öffentliche Meinung zu beschwichtigen, beschlossen, einen Theil der Summe unter die Gemeinden zu vertheilen. Dagegen faßte die sehr zahlreich besuchte Gemeindeversammlung von Beckenried am 3. Mai 1863 fast einstimmig den Beschluß: der wohlweise Landrath möge dieses Blutgeld für sich behalten, die Gemeinde Beckenried weise ein solches Geschenk entschieden zurück. Wenn das schweizerische Volk auf dieser Bahn fortschreitet, so hat ohne Zweifel die nationalökonomische Behandlung der Sache in

Digitized by Google

dem genannten Referat die Augen geöffnet und der Satz, daß Zahlen die Welt regieren, kann sich hier bewähren, wie oft auch sonst die Nationalökonomen mit Zahlen Blendwerk machen. Wenn die in Beckenried gewurzelte Ansicht allgemeiner wird, so läßt sich hoffen, daß die Sparkassen in demselben Grade aufblühen als die Lotterien zurücksinken. Dieses Verhältniß scheint mir das richtige zu sein; dagegen kann ich nicht, wie es in der gemeinnützigen Gesellschaft geschehen ist, viel Gewicht legen auf die Einrichtung der Sparkassen als eines Hauptmittels zur Beseitigung der Spielluft. So lange diese eine Leidenschaft ist, bleibt das Vernünftige unbeachtet, wenn ihr aber ihr eigenes Zerrbild im Spiegel vorgehalten wird und ihr Unsinn in der Zahlenpotenz auftritt, so läßt sich auf Umkehr rechnen.

Das Leben eines katholischen Pfarrers in einsamer romantischer Berggegend kann bei den geringen Ansprüchen nach Außen, die ein solcher Geistlicher haben soll, wie ein ruhiger klarer Bach dahinfließen und mag denen, die in dem Kampfe des Lebens ringen und nach unerreichbaren Zielen streben, in seiner Abgeschlossenheit und Beschaulichkeit auch beneidenswerth erscheinen; aber der ruhige Bach war vielleicht vor Kurzem noch ein schäumender Bergstrom, der sich durchkämpfen mußte, um am Ende in ebener Ruhe sich zu verlaufen. So war das Leben des Mannes, von dem ich erzählen will, nur daß er in der Ruhe seiner letzten

Digitized by Google

Lebensperiode nicht mit vorgeschriebener mechanischer Amtsverrichtung sich begnügte, sondern im kleinen Kreise wie ein guter Vater unter seinen Kindern wirkte und in seiner stillen Klause die Accorde eines früheren regen geistigen Lebens nachklingen ließ.

Als Geißbub in Spiringen, dem Pfarrdorfe im Schächenthal, hatte Florian Arnold eine Jugend gehabt wie viele seiner Altersgenossen in den Gegenden der Viehzucht und Alpenwirthschaft. In dem nicht kurzen Winter konnte er einigen Schulunterricht genießen, der mit der dumpfen Schulzimmerluft ganz harmonirte, sich aber durch ein strenges Regiment auf die Höhe des besten Polizeistaates erhob, indem der Schulmeister davon ausging, daß ein junger Schweizer, der berufen sei künftig einen Bestandtheil des souveränen Volkes zu bilden, zuerst lernen müsse zu gehorchen und daß in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit die Monarchie nothwendig der Republik vorangehe. Stock und Zepter hatten für ihn keinen qualitativen Unterschied. Im Sommer führte Florian das Zepter, wenn er seine Ziegen auf die Höhen trieb, machte aber oft die Erfahrung, daß der Eigenwille, den der Schulmeister im Winter als die Erbsünde der Menschen bezeichnete und zu bannen suchte, auch den Ziegen im Sommer angeboren sei. Dennoch liebte er seine Heerde und unverdrossen, oft mit Lebensgefahr, erklomm er mit den hochstrebenden Thieren die Felswände oberhalb der Bergwiesen und nicht selten stieß er auf Gemsen, die verwundert waren über die Eindringlinge in ihr Felsenreich.

Digitized by Google

Das Leben eines Geißbuben erscheint einförmig und ist doch wechselvoll. Wenn er an einem guten Weideplatze mit seinen Thieren angekommen ist, so mag er sich auf den Rücken legen und in die blaue Luft schauen, mag auch schwärmen, wenn ihn die Natur dazu begabt hat, aber er darf doch seine Heerde nicht lange aus den Augen lassen, denn die jungen Ziegen sind leichtfertige tollkühne Geschöpfe und wenn eins derselben von einem Felsabhange herabstürzt, so kann der arme Geißbub mit Sicherheit darauf rechnen, daß am Abend ein anderer Stab als sein Herrscherstab das Regiment führen werde. Auch die da oben ungemein veränderliche Witterung nöthigt ihn immer auf seiner Hut zu sein. Plötzlich dringt ein eisiger Wind von den Gletschern und Firnen auf ihn ein oder er ist in eine Wolke gehüllt, welche ihren ganzen Wasservorrath auf das arme Menschenkind ausschüttet, das im glücklichsten Falle in einer Felsspalte ein Obdach findet, aber auch dort von der Sorge um seine Heerde geängstigt wird. In der einfachsten Nahrung ist dagegen wenig Abwechselung.

Florian theilte die Freuden und Leiden des Hirtenstandes mehrere Sommer. Sein Körper wurde dabei gekräftigt und auch die geistige Entwickelung stand nicht still. In dem reichen Garten der Gebirgswelt trieb er in seiner Weise Botanik und Pflanzenphysiologie und beim täglichen Anblick der Klariden und des Scheerhorns formte er sich seine Schöpfungsgeschichte und wurde Naturphilosoph. Fand sich ein Genosse zu ihm, so wußte er die Sagen, die einen so wichtigen Theil der Glaubenslehre der Bergbewohner

Digitized by Google

bilden, anmuthig zu erzählen. Vor Allem gehört in dieser Gegend dahin die Sage von der Vergletscherung der Klariden. Einst waren die Höhen grasreiche Alpen, als aber ein übermüthiger Hirt seine Mutter hungern ließ, während er die Geliebte verschwenderisch bewirthete und sogar den Weg zur Sennhütte für diese mit Käsen pflasterte, da verwünschte ihn die Mutter und die Folge war, daß Hütte und Alp versanken und Schnee und Eis alle Höhen bedeckten. Dem berühmten Naturforscher Scheuchzer von Zürich, der im Jahr 1705 ins Schächenthal kam, erzählte der dortige Pfarrer, er habe als Knabe die Stelle aufgesucht, wo die Sennhütte gestanden und unbesonnener Weise den vom Berge verschlungenen Sennen beim Namen gerufen, da sei ein solches Beben der Erde entstanden, daß er von den hin und her rollenden Steinen beinahe wäre erschlagen worden. Merkwürdiger Weise entbehrt ein anderer bei den dortigen Aelplern von Mund zu Mund gehender Glaube, daß man auf der benachbarten glarnerischen oberen Sandalp von den himmelanreichenden Höhen Sphärenmusik hören könne, nicht alles Grundes. Ein angesehener zuverlässiger Züricher erstieg vor mehreren Jahren bei starkem Winde von der Sandalp aus den Zutreibestock und vernahm plötzlich Töne wie von einer großen Aeolsharfe. Seine Untersuchung ergab, daß der Wind in die lose auf einander geschichteten Schieferplatten blies und dadurch die wunderbaren Töne hervorbrachte.

Florian hatte einen kindlichen Glauben und ein poetisches Gemüth, welches alle diese Sagen nicht nur

Digitized by Google

erfaßte, ſondern auch verſchönerte. Das erſchien zwar den Großmüttern im Dorfe, den eigentlichen Trägern der Sage, undogmatiſch, aber der Ruf ſeiner beſondern Begabung war begründet und als er das zwölfte Lebensjahr vollendet hatte, entſtand bei ſeiner Familie die ernſte Frage nach dem künftigen Lebensberufe Aelpler oder Pfarrer? nur ſo konnte die Frage lauten. Für den geiſtlichen Beruf trat zunächſt der Schulmeiſter als Fürſprecher auf, indem er erklärte, Florian könne zwar bei ihm noch vieles lernen, aber er paſſe nicht mehr unter die übrigen Dorfkinder; die Saat, welche unter ſeiner Pflege ſo trefflich aufgegangen ſei, müſſe reifen zu ſchöner Frucht und folglich müſſe Florian Pfarrer werden. So ſprach der Lehrer mit Würde und Florians Mutter war von der Richtigkeit ſeiner Anſicht ſo überzeugt, daß die Männer der Familie es bald aufgaben ſich dagegen zu erheben. Florians Vater mußte zum Pfarrer, deſſen Zuſtimmung und Vermittelung nothwendig war und fand hier ein williges Ohr, denn die Kirche hat Raum für viele Diener und der Pfarrer kannte den Satz, daß der Herr ſich aus armer Leute Kindern die Stützen ſeines Tempels nehmen wolle. Die Ausführung des Plans ſtieß zwar auf eine Schwierigkeit, als ſich ergab, daß die urner Freiplätze im Collegium Borromeum, dem biſchöflichen Seminar in Mailand, beſetzt waren, aber der Pfarrer, der auch bereitwillig ein Jahr lang den Florian in die claſſiſchen Studien einführte, hatte einen befreundeten Amtsbruder in Graubünden, durch den es ermöglicht wurde, daß Florian einen graubündner Freiplatz in Mailand erhielt.

Digitized by Google

Ein vormaliger ſchweizeriſcher Geißbub war zwar im Collegium Borromeum keine ganz neue Erſcheinung, zog aber immer die ihm nicht grade erfreuliche beſondere Aufmerkſamkeit der eingeſchulten Seminariſten auf ſich. Dem armen Florian, der ohnedies an dem jedem Schweizer natürlichen Heimweh ſtark litt, verleidete dies ſeinen Aufenthalt in Mailand anfangs gar ſehr, aber er fand eine Stütze an einem Urner Landsmann, der ihn nicht bloß damit vertröſtete, daß auf das Fegefeuer der Himmel folge, ſondern ihm auch thatkräftig zur Seite ſtand, wenn Florian von den Welſchen angegriffen wurde. So überwand Florian denn auch dieſe Zeit und fand ſich in dem Organismus der Anſtalt zurecht, denn die katholiſche Kirche hat eine große Kraft alle ihre Diener und ſolche, die es werden wollen, in ihre Bahnen zu lenken; es waltet ein unerbittliches Geſetz. Florian war kein ſchwacher Menſch, obgleich es ihm bisweilen noch recht weh ums Herz war, wenn er aus einem Traume erwachte, der ihn in's heimatliche Thal verſetzt hatte — „das Alphorn hatt' ihm ſolches angethan". In ſolchen Augenblicken wußte er aber ein ſicheres Heilmittel: mit doppeltem Eifer vertiefte er ſich in die Studien, in denen er bei ſeiner geiſtigen Begabung große Fortſchritte machte. Hierdurch zog er die Aufmerkſamkeit eines der Lehrer, des Pater Benedict, eines gebornen Franzoſen, auf ſich, welcher in der Anſtalt eine eigenthümliche Stellung hatte, indem er von den Schülern, zumal den ausgezeichneten, ſehr geliebt, aber von oben her beargwöhnt war und kühl behandelt wurde. Florian konnte den Grund hiefür nicht einſehen

Digitized by Google

und bemühte ſich auch nicht darum, ſondern ſchloß ſich dem Lehrer mit Wärme an, deſſen Zuneigung er gewommen hatte. Als Florian mehr zum Jüngling heranreifte, erkannte er bis zu welchem Grade durch Pater Benedict der Kreis ſeiner Ideen erweitert war und wie wenig manche dieſer Ideen mit dem Geiſte des Collegiums harmonirten; aber dieſe Ideen durchzogen damals die Welt und kein Index prohibitorum war im Stande ihre Strömung zurückzudämmen. Er mußte irre werden an ſeiner Tauglichkeit zum geiſtlichen Berufe, dem er beſtimmt war, und gerieth in das Labyrinth der Zweifel, das jeden jungen Theologen für kurz oder lang erfaßt, den nicht Stumpfſinn oder die ſichere Hand eines Lehrers, der zugleich väterlicher Freund iſt, davor bewahrt. Dieſe Aufgabe ſtellte ſich Pater Benedict nun eben gar nicht; auch verſchwand er plötzlich aus dem Collegium und niemand wußte wohin er gegangen ſei. Ein Jahr darauf ſah ihn Florian noch einmal wieder und zwar als — franzöſiſchen Offizier, als in der Nähe von Mailand die Schlacht von Marengo geſchlagen war; aber das Begegnen war nur ein flüchtiges, denn die Franzoſen gingen im Sturmſchritt von Sieg zu Sieg.

Florians Studienzeit war zu Ende und mit einem leidlichen Compromiß zwiſchen den Forderungen der alten Kirche und ſeinen neuzeitlichen Ideen trat er an das Amt eines Pfarrhelfers heran, das er in einem romaniſchen Dorfe Graubündens übernehmen mußte, da er von dieſem Lande einen Freiplatz in Mailand gehabt hatte. Die Erlernung der romaniſchen Sprache wurde ihm zwar durch ſeine Kennt-

Digitized by Google

niß des Italieniſchen erleichtert und die überhaupt genügſamen Menſchen jener Gegend ſehen nicht ſtark darauf, in welcher Zubereitnng ihnen die geiſtige Speiſe geboten wird, aber ſehr erwünſcht war es doch dem jungen Prieſter als er ſeine Stelle mit der eines Pfarrhelfers in ſeinem Heimatsdorfe Spiringen vertauſchen konnte.

Der Pfarrhelfer von Spiringen hat die Aufgabe, im Sommer auf dem Urnerboden, dem Arcadien der Schächenthaler, Gottesdienſt zu halten. Das ſchöne Hochthal, an zwei Stunden lang und eine Viertelſtunde breit, eine große grüne Alp mit romantiſch gruppirten Hütten, rechts von dem Wengiswald, über den ſich Bergſpitzen erheben, links von der Terraſſe des Zingel begrenzt, wird von dem Fätſch durchſchlängelt, der am Klauſen entſpringt und durch den ſchönen Waſſerfall nicht weit von Stachelberg im Linththal, wo er ſich dann mit der Linth vereinigt, ſehr bekannt iſt. Auf einem Hügel mitten im Thalgrunde ſchaut aus Tannen eine Kapelle hervor, deren Läuten lieblich harmonirt mit den Glöcklein der Heerden. Das war nun die Stätte für Florians prieſterliche Wirkſamkeit und da wo die alte Heimat ihn von allen Seiten wieder erfaßte, durch die Erinnerungen aus der Jugendzeit, durch die unveränderte Oertlichkeit, durch die bekannte Sprache und Sitte der Thalbewohner, da gelang es ihm auch, ſeinem Berufe die rechte Liebe zuzuwenden. Ein ungewöhnlicher Pfarrer blieb er zwar und ſeine Amtsbrüder hielten ihn nicht für einen Mann der ſtricten Obſervanz, aber ſeine Gemeinde verehrte ihn und nahm keinen Anſtoß an ſeinen Eigenthümlichkeiten, um ſo weniger, da

Digitized by Google

einige seiner besonderen Neigungen zeigten, daß er ein rechtes Kind des Gebirges geblieben war. An die alten Zeiten anknüpfend durchforschte er die großartige Natur in den höchsten Regionen und auch noch als er Pfarrer von Spiringen geworden war, setzte er die zwar etwas unkirchliche Liebhaberei an der gefährlichen Gemsjagd fort. Noch jetzt erzählt man in Uri, daß er vom Schächenthal aus das Scheerhorn erstiegen habe, was zwar von den kühnsten Gemsjägern bezweifelt wird wegen der steilen nicht zu umgehenden Felswände und der zerklüfteten Gletscher, allein es ist constatirt, daß auch ein Herr Hofmann von Basel im Sommer 1842 vom Schächenthal aus das Scheerhorn erstiegen hat.

Manches Jahr blieb Arnold Pfarrer in Spiringen. Allein er hatte seinem Körper zu große Anstrengungen zugemuthet und die Fortsetzung der Gemsjagd wurde ihm eine Unmöglichkeit. Wenn er nun sein Fernrohr nahm und zu den Schneegipfeln emporschaute, so traten ihm die Thränen in die Augen. Sein Arzt in Altorf rieth ihm der Ausbildung eines Brustleidens durch Luftveränderung entgegenzuwirken und Spiringen mit einem etwas höher gelegenen Orte zu vertauschen. Da war nun freilich keine große Auswahl, denn seinen geistlichen Beruf konnte und wollte Pfarrer Arnold nicht aufgeben; er nahm daher, obwohl zu seinem und dem Leidweisen seiner bisherigen Gemeinde, die ledig gewordene Kaplanei auf der Göschenealp an und begann damit einen neuen letzten, aber wieder sehr eigenthümlichen Lebensabschnitt.

Digitized by Google

Es iſt eine troſtloſe Gegend, die man anfangs zu durchwandern hat, um von Göſchenen auf die Göſcheneralp zu gelangen. Das ſehr alte Dorf Göſchenen, eine kleine Stunde von Waſen, bietet ſchon das Bild des Abſterbens. Einſt war dort ein Burgſtall, von dem noch, gleich unter der Kirche, einige Spuren ſich finden, und einſt, vor 1000 Jahren, wurde dort im Namen des Reiches ein Zoll erhoben, aber durch die neue Gotthardsſtraße iſt Göſchenen zur Seite geworfen. Man las in den Zeitungen vor einigen Jahren die Fabel, daß ein Dorf in Graubünden an einem ſchönen Morgen eine Viertelſtunde von ſeinem früheren Standpunkte abwärts wohlbehalten und aufrecht ſtehend ſich gefunden habe und viele Leute glaubten an dieſes Bergwunder. Nicht durch ein Wunder und auch nicht in einer Nacht wandert Göſchenen aus ſeiner Vertiefung höher hinauf, indem die Bewohner angefangen haben ſich an der großen Straße bei der ſchönen Brücke anzuſiedeln, auf welcher die Straße das Bachtobel überſpringt. Während die Gotthardsſtraße, das große Menſchenwerk, von hier in kühnen Wendungen den langen düſtern Felſenſchlund, die Schellinen, durchzieht und in der Teufelsbrücke ihren Sieg über die wilde Reuß feiert, liegt in ſüdlicher Richtung von Göſchenen ein Thal bis zum gewaltigen in ewigem Schnee glänzenden runden Galenſtock hin. Tod und Leben contraſtiren in dieſem Thale. Wenn der Wanderer bei einer Sägemühle die Göſchener-Reuß überſchritten hat, windet ſich der Weg eine Stunde lang zwiſchen Gebirgstrümmern

Digitized by Google

hindurch, die im Winter und im Frühling mit den toſenden Lawinen von den Felshöhen zu beiden Seiten herabgeſchmettert werden; dann öffnet ſich die Voralp, wenn die Gegend zwiſchen den mit düſteren Tannen bewachſenen Felſen dieſen Namen verdient; aber auf einigen Wieſen werden Menſchenwohnungen ſichbar, die freilich zum Wohnen nicht einladen und ſehr bezeichnend den Namen „Gwueſt" führen. Das Thal ſcheint ſich bald darauf zu ſchließen, aber durch eine Spalte, aus welcher die Göſchener-Reuß hervorſchäumt, kann man an der ſenkrechten Felswand vordringen und plötzlich, wie durch einen Zauberſchlag, ſieht man die grünen Matten eines lieblichen Alpthals vor ſich, durch welches ſich die Reuß, die man noch ſo eben brauſen gehört und geſehen hat, ruhig hindurchſchlängelt. Zu den Seiten wechſeln ſteile Felſen und begraſ'te Abhänge; im Hintergrunde ſteht der Winterberg 10,000 Fuß), der große Vaſall des Galenſtocks; zwei prächtige Firne, der Dammafirn und Rothfirn, ſteigen bis zur Thalebene herab, ſo daß die grünen Matten und der weiße Schnee ſich berühren. Die Menſchen, welche ſich auf der Alp angeſiedelt haben, nährt nach den Anſprüchen ſolcher Urſchweizer ihre Beſchäftigung zur Genüge und wo Menſchen beiſammen wohnen, müſſen ſie den Schöpfer verehren: in der Mitte des Thals erhebt ſich eine ſteinerne geweißte Kapelle, die von hölzernen recht ſtattlichen Häuſern umgeben iſt.

Ein anderes Bild zeigt das Thal im Winter und nicht ſelten iſt auch im Sommer an einem Morgen die

Digitized by Google

Ebene mit Schnee bedeckt, der aber bald wieder vergeht. In der langen Winterzeit sind die Bewohner oft wochenlang von aller Welt abgeschnitten, so daß die Leichen längere Zeit eingefroren liegen, bis sie auf den Kirchhof nach Wasen gebracht werden können.

Diese Göschenen-Alp wurde die neue Stätte für Pfarrer Arnold, als er schon im vorgerücktem Alter war. Der lange hagere Mann mit dunkeln, noch immer feurigen Augen, schwarzem Haar, für das er auch außer dem Hause eine Bedeckung selten für nothwendig hielt, lebte in einer Wohnung, die außer der kleinen Küche und einem größeren Zimmer mit holzgetäfelten Wänden und Decke wenig Raum hatte. In dem Wohnzimmer nahm ein großer Kachelofen einen bedeutenden Platz ein und auf diesem Ofen hatte der Pfarrer sein Lager. Um hinauf zu kommen, setzte der ehemalige Gemsjäger, obgleich er seine sechszig Jahre trug, nur die Hände auf und voltigirte wie der beste Turner die lange Gestalt, ohne die niedrige Decke mit dem Kopfe zu berühren, auf den Ofen. Zur Bedienung hatte er eine schwarzäugige sechszehnjährige Magd, deren primitive Kochkunst dem genügsamen Manne ausreichte, und die, dem Beispiel ihres Herrn folgend, nur am Sonntage von Seife für ihr durchaus nicht unschönes Gesicht und von einem Kamm für ihr braunes Haar Gebrauch machte. Aber weltliche Eitelkeit lernte sie in dem Pfarrhause nicht. Einer meiner gelehrten züricher Freunde, der dort einst eingeschneit war, wo er in Ermangelung eines Wirthshauses beim Kaplan einkehren mußte und interessante psychologische

Digitized by Google

Studien machen konnte, erwarb ſich, da er in allen techniſchen Fertigkeiten geübt iſt, ein Verdienſt um das Hausweſen durch Anfertigung einer Kohlenſchaufel und die junge Pfarrköchin verſprach ihm von dieſem Luxusartikel nach Möglichkeit Gebrauch zu machen.

In dieſem Hauſe eine kleine ausgeſuchte Bibliothek zu finden, die ſelbſt einen Göthe und Schiller enthielt und Schriften in verſchiedenen Sprachen, das mußte jeden überraſchen, der des Glaubens geweſen war, die Bücherei eines Kaplans rede nur claſſiſches Kirchenlatein. Pfarrer Arnold hatte ſogar auf eigene Hand Engliſch gelernt nicht um es zu ſprechen, ſondern um auch mit der herrlichen engliſchen Literatur nicht unbekannt zu bleiben. An ſeinem freilich theologiſch nicht ſehr correcten Amtsbruder Sterne fand er beſonderes Gefallen und hatte nicht nur deſſen sentimental journey oft geleſen, ſondern wußte das köſtlichſte Stück der engliſchen Literatur, die Story of le Fèvre im Tristram Shandy, auswendig. Sterne's ſchönen Satz „Der Himmel ſchickt warmen Regen, wenn die Schafe geſchoren ſind" nahm er ſogar einmal zum Text einer Predigt und ſeine Hirtengemeinde fragte nicht, ob das ihrem Leben unmittelbar angepaßte Thema ein Bibelwort ſei. Bei großer Verſchiedenheit hatten der engliſche Vicar und der urneriſche Kaplan viel Homogenes, beide beſaßen ein warmes Herz und eine große Doſis Excentricität, und arm zu ſterben wie poor Yorick, der nur einen ſchwarzen Rock, ein Paar ſammetne Beinkleider und ein wenig Wäſche als Erbgut hinterließ, das war

Digitized by Google

ja auch Pfarrer Arnolds ſichere Ausſicht. Aber in einem Stücke ſtand dieſer höher als der Engländer, durch eine rührende, wenn auch wieder excentriſche Seelſorge für ſeine kleine Gemeinde. Es gehörte nicht zu ſeinen Glaubensartikeln, daß die arbeitsſamen Menſchen freie Stunden im Weltſchmerz und Nachſinnen über ihre Sündhaftigkeit und im Pſalmenſingen verbringen ſollten, wozu ſie auch gar keine Neigung hatten, ſondern er geſtattete den Männern, die nicht auf den höheren Alpen zurückgehalten wurden, einen Abendtrunk zu nehmen und an den Nachmittagen der Sonn- und Feſttage beim Weine fröhlich zu ſein; er hatte auch gegen einen ehrbaren Tanz der jungen Leute nichts einzuwenden, aber es ſollte das alles unter ſeiner Aufſicht bleiben, die Leutchen ſollten nicht in wilde Geſellſchaft kommen und das Geld nicht auswärts tragen. Er verſchrieb daher piemonteſiſchen Wein, wie er in Uri allgemein getrunken wird, und ſchenkte ihn in ſeinem Wohnzimmer zum Einkaufspreiſe aus. Der Tanz wollte ſich lange Zeit nicht geſtalten, denn es fehlte an Muſik, da das Alphorn kein Tanzinſtrument iſt. Eines Tages kam ein alter Fiedler in das Thal und da gab es ein fröhliches Feſt im Pfarrhauſe. Als Pfarrer Arnold dem Jubel zuſah, kam er auf den glücklichen Gedanken dem Muſikanten die Geige abzukaufen und ſich von ihm einige Tage im Spielen unterrichten zu laſſen. Mit unermüdlichen Fleiße übte er vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend ſeine ungelenken Finger, wobei er glücklicher Weiſe keine Nachbarn hatte, die ob ſolcher elementaren Muſik

Digitized by Google

in Verzweiflung gekommen wären, denn der Lehrmeister mußte die Geduld eines Musiklehrers haben und die Pfarrköchin fand jede Musik schön, die zum Tanze führte; sie hatte auch vor allen Mädchen des Thals den Vorzug, in der Küche nach des Pfarrers Geige hüpfen zu können und in dem Vorgefühl der Sonntagswonne zu schwelgen. Schon am nächsten Sonntage producirte der Pfarrer sich als Geiger mit einem Tanze und bei der ihm eigenen Energie brachte er es bis zu einem halben Dutzend kräftiger Tanzweisen. Wenn die lange gebückte schwarze Gestalt am Ofen stand und darauf losgeigte und in dem Pfarrhause nur glückliche Menschen zu sehen waren, war es Sünde und Häresie oder war dies auch eine Seelsorge eines Hirten für seine Heerde? Leider sollte dem guten Manne seine Musikfreude bald getrübt werden: die Quinte riß und weit und breit war keine neue Saite zu haben. Aber vor Schwierigkeiten war Pfarrer Arnold nie in seinem Leben zurückgeschreckt und er übte seine Tänze auf drei Saiten ein. Als er an einem Sonntage die Messe gelesen hatte und am Abend der letzte Ton der Saiten verklungen war, da legte er sich zur Ruhe und ein milder Todesengel berührte das Haupt eines Mannes, der ein guter treuer Diener des Herrn gewesen war.

Digitized by Google

VI.

Luzern.

Die Schnelligkeit, mit welcher man jetzt durch den Dampf von einem Orte zum andern versetzt wird, läßt die Contraste in der Physiognomie zweier Städte weit mehr unmittelbar in die Augen fallen, als wenn man auf langsamerer Fahrt unter Uebergängen in der Erscheinung von Land und Leuten sachte von Ort zu Ort rückt. Diesen Vortheil des augenfälligen Contrastes gewährt denn auch die Fahrt auf der Eisenbahn von Zürich nach Luzern, die in nächster Zeit noch sehr abgekürzt und beschleunigt werden wird, während im Uebrigen die Sommerfahrt über den Zürichsee nach Horgen, der Schneckenzug des Omnibus von Horgen über den Albis nach Zug, das Hingleiten des kleinen Dampfbotes über den lieblichen Zugersee nach Immensee, die zweite Omnibuspresse durch die hohle Gasse nach Küßnacht, die dritte Seefahrt von Küßnacht nach Luzern weit interessanter ist.

Zürich, obgleich eine recht alte Stadt, und, wie der Anblick seiner ursprünglichen Gassen zeigt, vor der Erfindung des rechten Winkels gebaut, modernisirt sich von Tag zu Tag immer mehr; das alte Zürich wird bald der antiquarischen Gesellschaft anheimfallen. An die ungemeine Regsamkeit in Handel und Industrie schließt sich eine bis zum amerikanischen Schwindel gesteigerte Bauspeculation, bei welcher der Schönheitssinn sich wenig geltend macht. Zürich wird auch das Limmat-Athen genannt, man wagt

Digitized by Google

ſogar, trotz Baſel und Bern, es das ſchweizeriſche Athen zu nennen und eine buntfarbige Studentenſchaft thut das Ihrige, in den Mußeſtunden zu zeigen, daß hier die Schule der Peripatetiker ſtark vertreten iſt. Läßt man bei einer Wanderung durch die Straßen Zürichs das Ohr recognoſciren, ſo könnte man glauben in Neu-Babel zu ſein: mit der einheimiſchen Muſik des Züri-Dütſch kreuzen ſich andere alamanniſche Tonarten, variiren die mannigfachen deutſchen Dialecte und liefern die verſchiedenen nichtdeutſchen Sprachen ihre Aſſonanzen und Diſſonanzen. Auge und Ohr müſſen erkennen, daß die Bevölkerung Zürichs eine ſehr gemiſchte iſt, und die neueſte Bevölkerungsſtatiſtik der Schweiz zeigt auch, daß die Zahl der in Zürich ſeßhaften Fremden (Schweizer, die nicht Cantonsbürger ſind und Ausländer) in den zehn Jahren von 1850 — 1860 um 4712 ſich vermehrt hat, wenn wir zu der eigentlichen Stadt Zürich die Ausgemeinden, welche als Vorſtädte gelten können, hinzunehmen.

Wenn man von der Seeſeite auf Luzern zufährt, ſo imponirt dieſe Stadt weit mehr als Zürich, wie ja auch ſchon der See einen weit kräftigeren Charakter hat als der glatte Zürichſee. Die grauen Thürme der ehemaligen Befeſtigung erzählen von alter Zeit, in der „meine gnädigen Herrn" und Bürger von Luzern oft den Harniſch anlegen mußten und wo ein edler Schultheß nicht wiederkehrte aus der Heldenſchlacht von Sempach. Die vielen Kirchen zeigen, daß man auf katholiſchen Boden kommt und geiſtliche Herren in langen ſchwarzen Röcken und mit dem ſpecifiſchen Kirchenſchritt gehören zur Phyſiognomie Luzerns; aber dieſe

Digitized by Google

Physiognomie ist im Großen total verschieden in der Sommerzeit und Winterzeit. Im Sommer wimmelt es am Quai, wo die großartigen Hôtels die Fremdenregion anzeigen, von Touristen aller Art; Crinolines von immenser Peripherie, vom leichten Seewind angefächelt, schweben die Promenade entlang und bizarre Männercostüme, von kühner Reisephantasie erfunden, flaniren hin und her. Sind aber die Zugvögel davon gezogen über Land und Meer, so ist Luzern wieder die alte solide, etwas schwerfällige Schweizerstadt mit Kleinhandel und langsamem Fortschritt, der wohl einmal durch einen Eckardtshandel und Verfassungsrevisions-Begehren aus dem Geleise kommt, aber doch bald zu seiner Bedächtigkeit zurückkehrt.

Einmal im Jahre wird Luzern durch einen wunderlichen National-Heiligen, den Bruder Fritschi, an einem Tage mit eben so wunderlichem Namen, dem schmutzigen Donnerstage, in rege Bewegung gesetzt, und dies mit anzusehen, entschloß ich mich im Februar 1863 hinüberzufahren zum alten Luzern, das mir auch durch liebe Freunde lieb ist. Zudem lockte es mich, den Vierwaldstätterse einmal im winterlichen Kleide zu sehen und dieser Winter war so heiter und so mild, daß wohl eine Reiselust entstehen konnte.

Es war viel Schnee gefallen, der in Tessin Verderben brachte, hier aber nur der großartigen Landschaft einen zauberischen Glanz verlieh. Nicht nur die vielen Kulme, Hörner und Spitzen blinkten im Sonnenschein, sondern die weiße Gewandung der Berge, welche den See einschließen,

Digitized by Google

reichte bis an den immer eisfreien tiefgrünen Seespiegel herab, zur Linken der Rigi mit seinen runden weichen Formen, zur Rechten der zerklüftete eckige Pilatus, ohne die bedrohlichen Wetterzeichen, durch die er im Sommer so regelmäßig Furcht einflößt, und scheinbar weit näher herangetreten, als wollte er auch zuschauen dem fröhlichen Leben, das sich in seiner Nachbarstadt entfaltete.

Am Vorabend des Festes war im Theater der regelmäßige Maskenball, zu welchem nur oder fast nur die Frauenwelt verkleidet erschien. Zwischen den vielen bunten schweizerischen Nationaltrachten bewegte sich eine große Zahl von Waldbrüdern in langer schwarzer Soutane und Kutte. Dieses Costüm, sehr geeignet unkenntlich zu machen, ist bei den Luzernerinnen üblich statt der Dominos und niemand nimmt Anstoß daran, daß die weiblichen Waldbrüder eben so tapfer tanzen wie die Unterwaldnerinnen und die Mädchen aus den Entlebuch. Von diesen hatten es einige verschmäht eine Larve vorzubinden und sie hatten recht daran gethan, denn die frischen blühenden Gesichter paßten so vollkommen zu der hübschen Landestracht. Wie die ganze Fastnachtfeier allgemeine Sache der Bevölkerung der Stadt ist und die Landschaft sich anschließt, so kann die angesehenste Luzernerin an diesem Maskenballe theilnehmen, denn das zweifelhafte Demi-monde der Großstädte fehlt in Luzern und von der treuherzig dareinschauenden Entlebucherin wird sich die Städterin gern die Hand drücken lassen. Der gemeinsame Dialect, den Städterin und Bäuerin zur Herzenssprache haben, so daß das Hochdeutsch eben so

Digitized by Google

ſehr eine fremde Sprache iſt als das Franzöſiſche, verhindert eine ſtrenge ſtändiſche Gliederung. Die vornehmen Züricherinnen reden zwar auch unter ſich das Züri-Dütſch aber die Bevölkerung Zürichs iſt weit gemiſchter und in Zürich wäre die allgemeine Theilnahme an einem ſolchen Maskenball eine Unmöglichkeit.

Der „ſchmutzige" Donnerſtag, ſo genannt, weil Schmutz in der Schweizerſprache Fett oder Schmalz bedeutet und das materielle Leben in Form des Bratens und Küchelns an ihm den höchſten Gipfel erreicht, um auf die magere Faſtenzeit vorzubereiten, heißt auch wegen dieſer Ueppigkeit der „fette" Donnerſtag. Die Ruſſen haben für denſelben Zweck die „Butterwoche".

Das Vorſpiel zur großen Tagesfeier des ſchmutzigen Donnerſtags übernimmt die luzerner Knabenwelt. Als bunt coſtümirte Tirailleurs durchziehen die herangewachſenen Knaben in Colonnen mit Trommelſchlag die Straßen und kleine Bajazzos und Pritſchmeiſter vagiren kreutz und quer in unbändiger Heiterkeit und zu allen Neckereien aufgelegt. Gleich nach Mittag beginnt der große Zug, der ſeit Jahrhunderten ein hiſtoriſches Bild voranſtellt, nach welchem das Ganze der Fritſchizug genannt wird. Auf einem ſehr großen von ſtarken Pferden gezogenen Wagengeſtell iſt eine Bühne errichtet, welche die Wohnung von Bruder Fritſchi nebſt Familie und Hausgenoſſen vorſtellt. Alle tragen die luzerner Farben, Weiß und Blau, und Fritſchi und Frau haben ungeheure Larven. Von Zeit zu Zeit tanzt Fritſchi mit ſeiner Alten ein zierliches Menuett und die Amme, das Fritſchi-

kind (eine große Puppe) hätschelnd, hüpft ihr Solo daneben. An dieses Hauptstück des Festzuges, auf welches ich später zurückkommen will, schließen sich von Jahr zu Jahr wechselnde Scenen und Maskengruppen. In diesem Jahr entfaltete sich als großes Bild das Zurückweichen der Rothhäute vor der Cultur der Weißen. Zunächst zeigte sich aber das Indianerleben im vollen Glanze. Eine große Zahl von Indianern im braunen Tricot, für deren Bekleidung sämmtliche Kürschnerläden von Luzern und Umgegend geplündert waren, theils zu Pferde theils zu Fuß, bildeten eine malerische imposante Gruppe. Die Pferde hatten zwar mit Schlachtrossen indianischer Häuptlinge wenig Aehnlichkeit und Reiter und Roß waren sich nicht immer einig, so daß ein Reiter bisweilen in augenscheinliche Gefahr kam, da die neuen eidgenössischen Cavalleriesättel nach dänischem Muster, welche das Herabfallen unmöglich machen sollen, hier noch nicht zur Anwendung gebracht waren. Ein alter reicher Burger, der manchen fröhlichen Fritschizug mitgemacht hatte, zu Pferde und zu Fuß, jetzt aber durch Wohlbeleibtheit und Podagra zu einer unliebsamen Ruhe verdammt war, hatte lange gesonnen, wie er doch „in dem Ding" sein könne und glücklich das Mittel gefunden, wodurch er nicht nur seine historische Sehnsucht befriedigte, sondern auch seinen Musik-Enthusiasmus kund gab. Er ließ sich auf einem Wagen eine stattliche Bühne zimmern, mit einem Thronsessel in der Mitte in Form einer ungeheuren Muschel und da saß er nun als alter Indianer mit einer großen Trommel vor sich und „mit dumpfem Klang schlug er das Fell", accompagnirt von primitiven Blasinstrumenten

Digitized by Google

kleiner Muſikanten, die am Fuße ſeines Thrones kauerten. Andere Gruppen bildeten die Trappers, Yankees und Hinterwäldler und während des Zuges ſah man auf einem Wagengeſtell im Waldesſchatten eine Blockhütte entſtehen, in der ſchon die Frau am lodernden Feuer Maiskuchen buck, die von der gierigen Kinderbrut verzehrt wurden. Die plaſtiſche Kunſt hatte ihren Gipfel erreicht in der coloſſalen Figur des indiſchen Götzen „Kiriki", der von vier wunderſchönen Stieren gezogen wurde. Der Götze mit vier Armen war ſo groß, daß er in die Belle-Etage der Häuſer hineinſchaute und die indianiſchen Krieger, welche ſeine Bedeckung bildeten, obwohl die ſtattlichſten Leute, zwergartig erſchienen.

Als der Zug ſeine große Rundreiſe beendigt hatte, wurden auf dem Rathhausplatze Kampfſpiele und Tänze der Rothhäute mit großer Gewandheit aufgeführt und Pfeile abgeſchoſſen nach ſchönen Feindinnen an den Fenſtern umher; ein Trapper fing mit ſeinem Laſſo ein kleines Bäuerlein und der Jubel wollte nicht enden, bis die Sonne unterging und mahnte die Feſtfreude jetzt in die Häuſer zu verlegen, was denn auch mit Libationen und Tanz geſchah bis der Morgen wieder graute.

Die Idee dieſes Lebensbildes aus dem fernen Weſten war ſo einheitlich und trefflich durchgeführt, daß, als ich einige Monate ſpäter bei dem Frühlingsfeſte in Zürich, dem „Sechſeläuten", weit größeren Koſtenaufwand und Glanz in den Coſtümen, den Equipagen und den eleganten Reitern ſich entfalten ſah, ich nicht umhin konnte dem luzerner Feſte den Vorzug zu geben, das auch durch das zuſchauende Publikum, weil in ihm die Landbevölkerung mit den maleriſchen

Digitized by Google

Landestrachten der Mädchen und Frauen ſtark vertreten war, mehr Relief hatte.

Aber in einem weſentlichen Stücke iſt der luzerner Fritſchizug ſchon degenerirt und zwar in ſeinem hiſtoriſchen Kern. Fritſchi und Ehegemahl ſollten nach altem Brauch zu Pferde erſcheinen und von Reiſigen in alter Tracht des Mittelalters begleitet ſein; ſtatt deſſen bildeten dieſes Mal die Escorte des Wagens berittene — Zuaven, da doch gewiß die alten Rüſtungen in Luzern noch vorhanden ſind und auch Leute, welche dieſelben tragen können. Fritſchi iſt in der Geſchichte des faſtnächtlichen Luzerns eine ſo intereſſante Perſon, daß man ihm ſein altes Recht laſſen ſollte. Aus den Chroniken erfahren wir folgende Tradition.

In der Nähe der Stadt, an der Halde, lebte zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ein Mann Namens Fridli, der in ſeiner Jugend die burgundiſchen Kriege mitgemacht hatte. Obgleich er in Luzern verbürgert war, kam er das Jahr hindurch ſelten in die Stadt, aber nie fehlte er am letzten Donnerſtag vor der Faſtnacht; da ſtellte er ſich bei ſeiner Zunft zur Saffran ein, war wieder der alte tolle Kriegsknecht und freigebig bis zur Verſchwendung, ſo daß er der Held des Tages wurde und als „Bruder Fritſchi“ die Seele des Feſtes. Da ihn der Gedanke traurig machte, doch einmal zum Faſtnachts-Appell nicht mehr erſcheinen zu können, ſo ſuchte und fand er ein Mittel ſich fortleben zu laſſen: er vermachte ſeinen aus Buchs gedrechſelten und mit Silber gezierten Pokal, aus dem man ſo oft Bruderſchaft getrunken hatte, der Zunft, mit der Bedingung, daß alljähr-

Digitized by Google

lich am schmutzigen Donnerstage bei dem kreisenden Humpen seiner gedacht werde, und zwar sollte einer aus der Zunft unter seiner Maske, von lustigen Spielleuten begleitet, durch die Stadt ziehen, ein Anderer den Pokal tragen und jeder durstigen Seele, ob reich oder arm, einen Trunk aus dem Freudenbecher, der fortan der „Fritschikopf" genannt wurde, reichen; auch sollte die Gesellschaft der Zünfter in blanken Harnischen und mit glänzenden Waffen ihn, den alten Kriegsmann, in der Person seines Darstellers, von seiner Wohnung an der Halde abholen und dahin zurückgeleiten. Treu und gern haben die Luzerner lange Zeit den letzten Willen des alten Zechers erfüllt. An den Saffranzunft schloßen sich die übrigen Zünfte bereitwillig an. Voran im Zuge gingen muntere Knaben in kriegerischem Schmuck, es folgten Jünglinge und Männer in Harnischen, mit Spießen und Hellebarden, der Fähndrich mit dem Zunftpanier, der Weinschenk mit dem „Fritschikopf", begleitet von einem Gesellen mit einem vollen Weinfaß, der Hauptmann der Rotte in stählerner Rüstung zu Pferde; dann kam Bruder Fritschi nebst Frau, beide wacker beritten und beide in Weiß und Blau, mit großen Larven; den Schluß machten Gruppen von Bürgern, welche Scenen aus der vaterländischen Geschichte darstellten. Wenn der Umzug durch die Straßen bei dem Zunfthause angekommen war, lagerte man sich an der Tafel, auf welcher der Fritschipokal paradirte und: „Hie Fritschi, hie Luzern!" war die Losung.

Als so der Name Fritschi sich mit der Fastnachtsfeier identificirt und Luzern den Ruhm hatte die lustigste Fastnacht

Digitized by Google

zu beſitzen, da wurde es von den Nachbarn beneidet, aber die Nachbarn machten ihrem Neide in einer Weiſe Luft, welche nur dazu beitrug den fröhlichſten freundnachbarlichen Verkehr herbeizuführen. Einmal geſchah es, daß die nächſten Nachbarn, die Männer von Uri, Schwyz und Unterwalden den Bruder Fritſchi „heimlich in einem Schimpf (d. i. Scherz, Kurzweil) und guter Freundſchaft" entführten. Die Luzerner durften nicht ſäumen den geliebten Helden zurückzuholen und dies veranlaßte ein großes Freudenmahl, das, wie ein Chroniſt ſagt, den vier Waldſtätten gewiß nicht übel hat „erſchoſſen". Daſſelbe Manöver ſoll ſogar mehrere Male gemacht ſein, in großartiger Weiſe aber von Baſel, worüber die ſchöne Chronik des Luzerners Diebold Schilling ausführlich berichtet: „Da nun die ſtrengen, feſten, fürſichtigen und weiſen Bürgermeiſter, Rath und eine ganze Gemeinde von Baſel mit gemeinen Eidgenoſſen in ewige Bündniß und als ein Ort zu ihnen gekommen, hätten ſie allwegen meine Herren von Luzern voraus, auch die andern drei Waldſtätte gern zu ihnen gen Baſel auf ein Faſnacht gehabt, ihre Freundſchaft und Bündniß damit zu beſtäten, als fromme gute Eidgenoſſen, wußten darauf ſolches nicht mit beſſern Fugen zuwege zu bringen, wann daß einer, genannt Heinrich zum Haſen, Burger von Baſel, gen Luzern geſchickt wurde. Dem ward ernſtlich empfohlen, Bruder Fritſchi zu ſtehlen und gen Baſel als einen Uebelthäter ins Gefängniß zu legen, was auch beſchah. Und ſo ward der arme alte Burger von Luzern, Bruder Fritſchi, heimlich bei Nacht

Digitized by Google

und Nebel der löblichen Stadt Luzern wider alle kaiserlichen Freiheiten, auch seiner Gesellschaft, aus einem Gericht in das andere entfremdet und geführt; doch von denen von Basel meinen Herrn von Luzern dabei im nächsten Maien ein Fasnacht verkündet, um den Ihren zu lösen und dazu wurden die andern drei Waldstätte auch berufen".

Als nun so die Freiheit der Stadt Luzern, daß keiner ihrer Bürger vor ein fremdes Gericht gebracht werden durfte (Privilegium de non evocando), von den Baslern verletzt war, entstand ein in allen Förmlichkeiten gehaltener humoristischer Notenwechsel zwischen Schultheiß und Rath von Luzern einerseits und Bürgermeister und Rath von Basel andrerseits. Erstere schrieben am Tage der Geburt Mariä des Jahres 1508 nach Basel, daß man, falls der in Aberwitz gefallene und bei Nacht und Nebel verschwundene Bruder Fritschi oder Fatschi nicht so alt wäre, wohl hätte vermeinen mögen, derselbe wolle sich, wie er vormals mehr gethan, mit einem Gemahl versehen; nachdem man aber vernommen, daß er sich in Basel, allwo man ihm gütlich thue, sehr wohl gefalle, verlange seine Freundschaft samt seinen Zunftbrüdern so sehnlich nach ihm, daß es möglicher wäre, den Rhein ob sich zu kehren, als seine Abwesenheit länger zu gedulden, und der Rath werde darum zur Wiedergewinnung seines ältesten Bürgers alles in Anwendung bringen, was er schuldig sei. „Wann aber", lautet das einem Fehdebrief ähnliche Schreiben weiter, „aus solchem Unternehmen ein

Digitized by Google

großes Weinvergießen entſpringen möchte, ſo will es uns nicht geziemen, unbewahrt unſerer Ehren ein ſolches fürzunehmen, ſondern vorher zu warnen; darum haben wir Euer Lieb ſolches nicht wollen verhalten und verkünden dero, daß wir auf Freitag nach des heiligen Kreuzes Tag, zu Pferd, zu Schiff und zu Fuß, mit anderthalbhundert Mann ungefähr, aus und zu Euch ziehen, am Samſtag zu frühem Nachtmahl Euch anzugreifen und unterſtehen, den bemeldten unſern Bürger zu erobern und zu unſeren Handen zu bringen".

Die galanten Basler, Bürgermeiſter und Rath, erwiederten „daß ſie darob gar kein Erſchrecken, ſondern ein herzliches Wohlgefallen empfangen hätten. Die Herren von Luzern ſollten mit ſtandhafter Begierde und mit dem beſten Gezüg erwartet werden, das tief eingegraben und in großen und kleinen Stücken vorräthig liege. Dem Spruch der Altvordern gemäß „je mehr Feinde, je mehr Ehren" ſei das Begehren der Stadt Baſel, daß auch die Brüder von Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug zu dem Feldſtreit berufen werden möchten. Man wollte ſie würdig empfangen, ob auch ein Weinvergießen und Stahelwetzen mit ſamt dem Halsabwürgen und Hühnerſtechen, oder was immer folgen möge. Der Rath von Baſel hoffe aber, daß wenn alle beiſammen ſeien, durch den Bruder Fatſchin eine Vermählung ewiger Freundſchaft vermittelt werden ſolle".

Die Gäſte vom großen See kamen nun, anderthalbhundert an der Zahl, darunter die beiden Schultheiße und

Digitized by Google

achtzehn Rathsherrn von Luzern und Botschafter von Uri und Schwyz, zu Schiff bis an die Birs, wo sie feierlich von dem Bürgermeister Peter Offenburg zu Pferde nebst Rathsherrn zu Fuß und den Abordnungen der Zünfte empfangen wurden. Als der Zug bei dem Gerichtshause vorüber kam, in welchem Bruder Fritschi versetzet war, „hat dieser seine lieben Freunde mit freundlichem Nicken empfangen, darob sie ein großes Gefallen gehabt". Auf dem Kornmarkte fand die Sammlung des Zuges statt und auch der befreite Bruder Fritschi von Bürgermeister und Rathsherrn geleitet erschien wieder bei den Seinen.

Die Bewirthung der Gäste in dem üppigen Basel war natürlich glänzend. Sie hatten regelmäßig ihren Imbis auf den Zunftstuben, wohin auch ihnen zu Ehren der Bischof und etliche andern Prälaten und Domherrn geladen wurden; auch wurde am Sonntage ein „erlicher Tanz" auf dem St. Peters Platz gehalten, wohin ein Faß Wein geführt war, und den Frauen wurde dort ein Abendbrod mit Confect gegeben. Am Montag war ein Gesellenschießen. Zu den großen Massen des Weines, der vom Rath und der Stadt gespendet wurde, kamen auch etliche Kannen mit Malvasir, welche der Bischof von Basel verehrte und ein halbes Fuder Wein des Abtes von Lützel. „Ist alles ufgangen", sagt ein basler Beschreiber dieser Herrlichkeit. Beim Abzuge der Eidgenossen hat ein Brauknecht den Bruder Fritschi getragen, „der ist von Leib stark, aber nicht sehr witzig gewesen". Der Rath von Basel beschenkte ihn noch mit einem Rock und einem Paar Hosen, wozu 10 Ellen

Digitized by Google

lundiſch Tuch genommen waren und die Eidgenoſſen, mit denen er fortzog, ſchenkten ihm auch einen Rock.

Ohne Zweifel war es nicht mehr der Bruder Fritſchi ſelbſt, der ſich nach Baſel entführen ließ, ſondern ein durch deſſen Maske qualificirter Repräſentant, wie er noch alljährlich auftritt. Wie populär der Name Fritſchi auch in der Umgegend Luzerns geworden und mit Faſching indentificirt iſt, zeigt ſich darin, daß man wie in Luzern auch in Altorf den Mann, der für den ſchmutzigen Donnerſtag das Feſt arrangirt, den „Fritſchivater" nennt.

Wie viele Faſchingsfeiern auch in der katholiſchen Schweiz an demſelben Tage exiſtiren, Luzern hat in ſeinem Fritſchi den Vorzug des hiſtoriſchen Alterthums und man ſollte dort, wie ich ſchon andeutete, den Heros wieder in ſeine alten militäriſchen Ehren einſetzen, denn wenn ein alter Feſtbrauch in ſeinen Formen abgeſchwächt wird, iſt auch die Gefahr vorhanden, daß unſere nivellirende Zeit ihn ganz beſeitige. Das Grenzjahr der alten und neuen Schweiz, 1798, hat ſchon mit vielen fröhlichen Feſten aufgeräumt, unter Anderem mit einer Einrichtung am ſchmutzigen Donnerſtage in Zug, die auch ein juriſtiſches Intereſſe hatte. Es beſtand dort eine ſich ſelbſt conſtituirende und ergänzende Geſellſchaft unter dem Namen „Großmächtiger Rath", aus dem vierzehnten Jahrhundert her. Die Autonomie dieſes Rathes, der auf der einen Seite die Zwecke einer luſtigen Genoſſenſchaft verfolgte, auf der andern Seite eine ſittenrichterliche Gewalt ausübte, wurde allgemein anerkannt. Alljährlich am ſchmutzigen Donnerſtage wählte die Ge-

Digitized by Google

ſellſchaft auf dem Gerichtsplatze unter der großen Linde ihren „frommen ehrlichen“ Schultheißen und ſonſtige Beamten, welche ſonderbare Namen führten: der Iſengrind, das Hünerbrett, der Judenſpieß, das Leiterli. Zu den Einkünften des Schultheißen gehörte, daß jeder, der in deſſen Amtsjahre eine Frau freite, die 200 Pfund mitbrachte, ihm ein Paar Hoſen, wer weniger durch die Frau bekam, ein Paar Schuhe verehren mußte. An Feſttagen zogen die Mitglieder der Geſellſchaft „in die Häuſer frei, zu erſuchen, was kochet ſei“. Hinter dem Humor blickte aber auch bisweilen der Ernſt hervor; wenn eheliche Untreue und Unzucht zu rügen waren, ſo wurden Strafen von neckender und beſchämender Art verhängt.

Eine ähnliche, ebenfalls jetzt verſchwundene Geſellſchaft war in Rapperswil unter dem Namen „Knabenzunft“, auch „unüberwindliche Gewalt der Junggeſellen“. Dieſe Geſellſchaft hatte ihren Schultheißen, Fähnrich, Stubenmeiſter, Weibel und Trommelſchläger, ſogar ihren Vicar und hielt zu Faſtnacht Umzug und Tanz. Wenn ſie als Sittengericht auftrat, beſtanden die Bußen in Wein.

Ein rechter Faſching gedeiht nur auf katholiſchem Boden; es hat ſich aber auch an reformirten Orten der Schweiz eine Faſtnachtfeier erhalten. In Baſel durfte ſie nicht abkommen, weil ſich dann eine Hauptleidenſchaft der basler Jugend, das Trommeln, in höchſter Potenz zeigen kann. An manchen Orten werden große vaterländiſche Schauſpiele im Freien aufgeführt, Schillers Tell, hiſtoriſche Dramen einheimiſcher Dichter, wie Bornhauſers Gemma

Digitized by Google

von Arth; die Alpenhütte, mit großen Scenen aus der Schreckenszeit Unterwaldens im Herbst 1798. Zu Stäfa am Zürichsee wurde in der Faſtnacht von 1863 der ganze Bauernkrieg von 1653 in Scene geſetzt, wobei die Action überwiegend war, indem 400 Perſonen, Infanterie, Cavallerie und Artillerie, dazu verwendet und verſchiedene Gefechte regelrecht ausgeführt wurden. Solche Aufführungen, die ſtets ein dankbares Publikum von Tauſenden haben, nehmen meiſtens den ganzen Tag in Anſpruch, da den Darſtellern und dem Publikum zur Erfriſchung längere Pauſen gegeben ſind. Die Schauſpieler und Schauſpielerinnen, meiſtens aus der ländlichen Jugend, haben regelmäßig ihre großen Rollen trefflich gelernt und ein Kritiker darf an einem zu großen Pathos keinen Anſtoß nehmen, ſo wenig als an der nicht immer correcten Declamation, da das Hochdeutſch den Darſtellern eine fremde Sprache iſt. Da dieſe vaterländiſchen Schauſpiele die Vaterlandsliebe nähren und heben, indem ſie das Bild der Altvordern aus der Heldenzeit vor Augen ſtellen, ſo iſt das Intereſſe für dieſelben von Jahr zu Jahr in der neueſten Zeit im Steigen begriffen. Noch unmittelbarer werden Stücke der Geſchichte reproducirt durch die Aufzüge an den berühmten Schlacht- und Siegestagen am Orte der That. So ziehen alljährlich am 17. Juni die Appenzeller nach dem Stoß, einem Weiler mit Kapelle bei Gais, um einen der merkwürdigſten Siege (1405) in der Kriegsgeſchichte der Schweiz zu feiern.

Auch die Gegenwart findet ihre Beurtheilung bei den Faſtnachtsfeiern und die Geißel einer plaſtiſchen Satire

Digitized by Google

wird wacker geſchwungen. Baſel perſiflirte letzthin einen großen Bankſchwindel in köſtlicher Weiſe, aber es hat doch wohl Schwyz in dieſem Jahre die Palme verdient durch Aufführung eines auch im Druck erſchienenen großen Drama's: „Die Schweiz in Japan. Großes japaneſiſch-ſchweizeriſches Hof- und Volksfeſt in Jeddo-Schwyz, an den Faſtnachtstagen vom 12. und 17. Februariu 1863. In fünf Acten und einem Zuſtupf". Anknüpfend an die Reiſe der japaneſiſchen Geſandten in Europa, die aber nicht in die Schweiz kamen, ungeachtet der Geſchenke, die man ihnen von Bern aus entgegenſchickte, weil der Taikun noch nicht mit Sr. Majeſtät dem Präſidenten der Schweiz in ein Bündniß getreten ſei, — und an die in der Schweiz nicht überall nothwendig befundene Ambaſſade der Schweizer nach Japan, hat der Dichter Sinn und Unſinn mit Carnevalsfreiheit miſchend Tagesereigniſſe von nah und fern und das Schachſpiel der Politik durchgenommen. Er läßt den Wortführer der ſchweizeriſchen Geſandſchaft am japaneſiſchen Hofe, bevor er die Geſchenke übergibt, ſo peroriren:

„Die Welt theilt ſich in Bremſer und Heizer,
Unter den letztern ſind die beſten die Schweizer.
Ihr Land iſt wie bei Euch
Ein prächtiges Inſelreich.
Im Weſten da iſt das Meer der Franzoſen,
Lauter Wallfiſche mit und ohne Hoſen,
Regieret alljetzt durch Hai den Dritten,
Der für die Freiheit ſo Vieles gelitten.
Er war bei uns in die Schule gegangen,
Hat ſpäter das G'ſchäft für ſich ſelber ang'fangen.

— Im Süden da iſt das Meer der Italiäner,
Unruhige Fiſche, fürſchützige Schnapphähner,
Die zur Stunde noch wiſſen nicht recht:
Ob Adler, ob Specht,
Ob Karpf oder Hecht".

Und ſo geht es weiter, doch — ein politiſch Lied, ein leidig Lied — ich will mein Thema von den ſchweizeriſchen Volksfeſten zu Ende führen.

Der Sommer bringt unzählige cantonale und locale Schützen- und Sängerfeſte und Jahr um Jahr wechſeln ein eidgenöſſiſches Schützenfeſt und Sängerfeſt mit einander. Seit Tell den großen „Zweckſchuß" that, iſt das Schießen den Schweizern zur Leidenſchaft geworden, auch in den Cantonen, in denen, wie im Canton Zürich, wenigſtens drei patentirte Jäger auf einen Haſen kommen und ſchon am Tage vor Eröffnung der Jagd das Lager des armen Lampe umſtellt haben. Die Jagd iſt in der Schweiz durchaus nicht das praktiſche Motiv zu dem Schützeneifer, der nicht nur ſchon die Knaben ergreift, ſondern auch auf die Frauen übergeht. Regelmäßig lieſ't man in den Zeitungsberichten von weiblichen Schützen, die ſich mit Erfolg an den localen Schützenfeſten betheiligen. Aus Uri meldete zwar das Amtsblatt 1860, im Landrath ſei die aufgeworfene Frage, ob Weibsperſonen zum Schießen auf den Schießſtänden berechtigt ſeien, verneinend entſchieden worden, allein man ſcheint ſich im Volke an dieſe ſittenrichterliche Stimmung der Landesväter nicht ſonderlich zu kehren. Als im Herbſt 1862 nach beendigter Alpſaiſon in Unter-

Digitized by Google

schächen, dem lieblichen Pfarrdorfe im anmuthigen Schächenthal, ein Wettschießen veranstaltet wurde, waren die Männer so uneigennützig den Frauen und Mädchen eine freie Concurrenz zu gestatten und es gab ein sehr belebtes, malerisches Schützenfest; die alten Felsen rechts und links jauchzten in Echos mit den fröhlichen Menschen und der Tanz am Abend belohnte die jungen Burschen reichlich für das Zugeständniß an die Emancipation der Frauen. Diese hatten nicht nur zahlreich sich an dem Schießen betheiligt, sondern auch durch festen Arm und sichern Blick gezeigt, daß die Frauen vieles als Naturgabe haben, was die Männer erst in der Schule, sei es der Logik oder des Lebens, erlernen: der erste Preis, bestehend in einer jungen Ziege, und auch die dritte und vierte Schießgabe wurde von weiblichen Schützen gewonnen. Als stattliche Schützin kennt man auch Frau Ursula Infanger, Gastwirthin im Isenthal.

Die großen Schützen- und Sängerfeste, so bedeutend ihr Nutzen ist und so sehr sie dazu dienen, das Bewußtsein der Schweizer „ein einig Volk von Brüdern" zu sein wach zu erhalten, haben in neuester Zeit eine sehr üble Schattenseite angenommen. Die Schützenfeste, denen hohe Preise und Ehrengaben aus allen Weltgegenden, wo nur Schweizer wohnen, zuströmen, dienen zu sehr den Erwerbszwecken. In alter Zeit war sehr gewöhnlich ein Paar Hosen der zu erringende Preis. Nach einer basler Ordnung für die Büchsenschützen, von 1466 bestand der erste Gewinn bei einem Schießen in einem Paar Hosen, zu deren Anschaffung der Rath einen halben Gulden beisteuerte. Jetzt verdient

Digitized by Google

ein in der beſonderen Art des Scheibenſchießens gut geſchulter Schütze nicht ſelten 1000—2000 Franken bei einem Schützenfeſte. Auch bei den ſchönen eidgenöſſiſchen Sängerfeſten iſt neuerdings durch die Wettgeſänge eine Kehrſeite ſichtbar geworden, ein ſehr empfindlicher Ehrgeiz und dadurch Disharmonie, wo man grade am meiſten Harmonie erwarten ſollte. Ferner bringt auch der durch die Eiſenbahnen ſo ſehr erleichterte Verkehr beide Arten von Feſten in die Gefahr zu maſſenhaft zu werden. Kleineren Orten iſt es kaum mehr möglich ein ſolches Feſt zu übernehmen und es verdient wohl Bewunderung, daß Stans durch ſein Schützenfeſt 1861, Chur durch das Sängerfeſt 1862 ihre Aufgabe dennoch ſo zu löſen wußten, daß die Tauſende der Theilnehmer mit Schwärmerei der ſchönen Tage gedenken. Nur durch das in langer Uebung zur Virtuoſität geſteigerte Feſtorganiſationstalent der Schweizer iſt es möglich die große Maſchine ſo in Gang zu bringen und zu erhalten, daß nichts einfacher erſcheint als ein ſolches Feſt.

An der ſo eben angedeuteten Gefahr mußte aber doch der große Gedanke eines hochgeſtellten genialen ſchweizeriſchen Staatsmannes ſcheitern, der vor einigen Jahren den Vorſchlag machte, die eidgenöſſiſchen Schützen- und Sängerfeſte zu vereinigen und dem gemeinſamen Feſte auch die ſonſtigen echtſchweizeriſchen Kampfſpiele, wie ſie die innere Schweiz hat, und das Turnen einzuverleiben. Ohne Zweifel ſtand ihm das Bild der olympiſchen Spiele vor Augen und hatte er die claſſiſche Reminiſcenz, daß der delphiſche Gott auf die Frage des Iphitos, wie dem durch

Digitized by Google

innere Zwietracht der Stämme und Staaten von Hellas entſtandenen Unglück zu ſteuern ſei, antwortete, er habe den olympiſchen Agon zu erneuern. Der ſchweizeriſche Staatsmann bedachte, daß den „tieferen Differenzen“ der Cantone und der Parteiführer durch das zu einem ſolchen Feſte vereinigte Schweizervolk ein Gegengewicht gegeben werden könne.

Luzern iſt eine waſſerreiche Stadt. Nicht nur ſpiegelt ſie ſich in dem großen See, ſondern wird auch von der aus dem See herausgetretenen Reuß durchſtrömt und in zwei Hälften getheilt. Erklärlich iſt es daher, daß die Luzerner ſich bisweilen in ſeemänniſchen Neigungen ergehen. Als im ſpäteren Mittelalter die Verſchickung auf die Galeeren nach Italien eine gewöhnliche Strafe in der Schweiz war, wollten die Luzerner dieſe Umſtändlichkeit vermeiden und richteten ſich ſelbſt eine Galeere ein, freilich nicht für ſchwere Verbrecher, ſondern für liederliche Geſellen „die nur ander Leut anſetzen, alles verludern, nichts arbeiten“. Vor einigen Jahren wurde dort auch in allem Ernſte bei der Berathung über Reformen im Strafrecht die Deportationsſtrafe vorgeſchlagen; da aber Luzern bis jetzt noch keine überſeeiſchen Eroberungen gemacht und kein luzerner Seefahrer eine Inſel entdeckt hat, ſo iſt die Ausführung dieſer Strafart in die Zukunft verlegt.

In alter Zeit hatte Luzern eine Marine und die Geſchichte meldet von Seeſchlachten auf dem Vierwaldſtättерſee.

Digitized by Google

Vor der Schlacht bei Morgarten (1315) ſtand Luzern auf öſterreichiſcher Seite und hatte deshalb mit den benachbarten Waldſtätten Unterwalden, Uri und Schwyz manche kleine Fehde durchzumachen. Melchior Ruß erzählt in ſeiner Chronik, eines Tages ſeien die von Luzern mit zweien Nauen voll engliſcher friſcher guter Geſellen von dem luzerner Geſtade ausgefahren, hätten ihre Knechte bei Buchs ausgelaſſen und oberhalb am Berge etliche Häuſer anzünden laſſen, damit ſie meinten, die Feinde zu reizen, ſie ſeien aber vertrieben worden. Darnach haben die Berg- und Waldleute ohne Verziehen zuſammen geleſen bei fünfzig Nauen und Schiffe, darunter war gar ein großes ſpitziges eichenes Schiff, das man nannte die Gans, ſo derer von Uri war, gar ein ſtreitbar werlich Schiff und fuhren gen Luzern, wo ſie mit Pfeifen, Pauken und großem Geſchrei landeten. Es entſtand ein großes Scharmützel, in welchem viele der Feinde erſchlagen wurden und als die Feinde die todten Leichname liegen ſahen, kehrten ſie ſich vor Schrecken in die Flucht, ſchneller als die Adler des Himmels ſind eilten ſie wieder zu ihren Schiffen und haben das Erdreich verlaſſen. Die Luzerner fuhren ihnen aber nach, mitten unter die Schiffe der Feinde, jedoch ohne entſchiedenen Sieg, von einer Seite verloren beide Theile viele Leute „und brachten zu beiden Theilen nicht viel Lobes mit ihnen heim."

Etwas ſpäter ſcheint folgende Affaire zu ſein, in welcher das Admiralſchiff der Luzerner die Gans, das Hauptſchiff der Urner der Fuchs genannt wird. Unvermerkt kamen die Luzerner in einer Nacht auf ihrem mit aller Kriegsbereit-

Digitized by Google

ſchaft wohlgerüſteten Schiffe bis unter den Thurm von Stansſtad, dem einzigen Landungsplatze, denn die von Unterwalden hatten allda den See mit Schwirren (Pfählen) verſchlagen. Die Wächter des Thurmes wurden des Schiffes erſt gewahr, als es grade am Thurme zuländete, und zündeten ſchnell große Harzfackeln an, um dem Landvolke ein Sturmzeichen zu geben, ließen es aber dabei nicht bewenden, ſondern warfen einen großen Mühlſtein, der oben im Thurme lag, in das feindliche Schiff herab, ſo daß es faſt zertrümmert wurde. Die Luzerner ſuchten zwar das lecke Schiff auszubeſſern, um abfahren zu können bevor die Uebermacht des Landvolkes käme, da aber das urneriſche Schiff, der Fuchs, welches die Nachtwache auf dem See hatte, von dem Sturmzeichen gemahnt, ſchnell heranruderte, auch das Landvolk aus Unterwalden herbeikam, ſo mußten die Luzerner nach kurzer Gegenwehr, wobei mehrere derſelben getödtet wurden oder ertranken, ſich gefangen geben. Mit großem Gut hatte Luzern ſeine Gefangenen wieder zu löſen.

Auch der Zürichſee hatte ſeine Seeſchlachten und ſeine Blokaden. Bald nach der Heldenſchlacht bei St. Jacob (1444) kämpften die noch auf Oeſterreichs Seite ſtehenden Züricher und Rapperſchwiler mit den Schwyzern und deren Eidgenoſſen um die Herrſchaft auf dem Zürichſee. Große Schiffe und Flöße waren von beiden Theilen angeſchafft worden. Die Züricher hatten ihre Flotte vermehrt durch zwei große in Bregenz gebaute Schiffe, da beeilten ſich die Eidgenoſſen auch zwei ſolche Schiffe zu zimmern. Von enormer Größe waren die Flöße. Ein Floß der Eidge-

Digitized by Google

noſſen, der Bär genannt, 120 Schuh lang, konnte 600 Mann tragen und war „wohl bezügt mit Stein, Büchſen und anderer Rüſtung, hinten, vornen und allenthalben nach Nothdurft“. Durch dieſes ſchwerfällige Ungethüm wurde Rapperſchwil beſchoſſen, aber ſiegreich waren die Züricher in der Seeſchlacht bei Männedorf. Als der Kampf noch unentſchieden war, kamen die in Bregenz gezimmerten neuen Schiffe von Rapperſchwil heran und das Hauptſchiff der Schwyzer, die Gans, mußte ſich ſtark durchſchoſſen zurückziehen, das große Floß, dem die Munition ausging, war genöthigt ſich an das Ufer von Schwyz zu retten, der Kiel, ein anderes großes Schiff der Eidgenoſſen, deckte den Rückzug; als aber auch hier alle Munition verſchoſſen war und das dem Verſinken nahe Schiff 4 Todte und 12 Verwundete hatte, da trat es auch den Rückweg an. Die Züricher konnten den Sieg nicht weiter verfolgen, denn die Nacht brach ein und das ſiebenſtündige Gefecht hatte auch ihre Mannſchaft matt gemacht.

Vergleicht man dieſe Marine und die Kriegführung mit der Geſtaltung des Seekrieges in der Neuzeit, ſo mag man lächeln, aber ſo wie der Kampf in den Thermopylen und der Sieg bei Morgarten groß in der Geſchichte bleiben und am wenigſten durch eine Schlacht bei Solferino verdunkelt werden können, ſo war auch der Todesmuth der auf den beiden Landſeen Kämpfenden um nichts geringer durch die Schwerfälligkeit ihres Materials. Vergleichen wir aber, wie vor vier- und fünfhundert Jahren die ungelenkigen Schiffe und Flöße auf einander losfuhren, um ſich zu ver-

Digitized by Google

nichten, wo jetzt zahlreiche behende Dampfschiffe mit friedlichen Menschen von nah und fern an einander vorübergleiten, so erkennen wir, daß eine andere, bessere Zeit in das von der Natur so reich ausgestattete und zu seiner besonderen Zier mit schönfarbigen Seen beschenkte Land gekommen ist.

Die Thürme und Bollwerke, durch welche das alte Luzern sich gegen Angriffe von der Seeseite schützte, werden gewiß noch lange gegen die der Bilderstürmerei vergleichbare Neubautensucht Stand halten, aber die neue Eisenbahn, welche nun bald von Zürich und Zug her auf Luzern zuschießen soll, wird unfehlbar zur Modernisirung der Stadt nicht wenig beitragen. Zunächst soll die Kapell-Brücke dem Fortschritt zum Opfer fallen. Wo werden dann die alten Burger beim Regenwetter ihren nothwendigen Spaziergang machen und was werden die Junker anfangen, denen so manchen Tag das Flaniren auf dieser Brücke und das Sitzen in den Cafés eine so genußreiche Abwechselung in ihrem thätigen Leben bot? Vom ästhetischen Standpunkte kann man freilich den Abbruch der Brücke nicht bedauern, aber ich habe sie mir noch einmal genau angeschaut mit ihren Bildern und Inschriften, als ich kürzlich von ihr, wahrscheinlich für immer, Abschied nehmen mußte.

Die bedeckte Kapell-Brücke soll schon 1300 erbaut sein, aber Bilder und Inschriften sind aus verschiedener Zeit; die jüngsten Inschriften machte ein Chorherr Halter im Jahr 1743. Sie verkünden Wahrheit und Dichtung der Schweizergeschichte.

Digitized by Google

Auf der ersten Tafel der Bildergallerie steht der Riese oder wilde Mann, der Schildhalter des luzerner Wappens, mit der Unterschrift:

„Soll der Ris der Stands-geschichten
Erster Anfang sein? Mit nichten.
War der anfang zwergen-klein,
Risen gross daß End soll sein".

Die Aufnahme des fabelhaften Riesen in das Wappen datirt erst vom Jahr 1577, als man unter einem umgestürzten Eichstamm zu Reiden ein colossales Knochengerippe fand, das man für den Ueberrest eines Riesen hielt, bis Naturforscher (Blumenbach) es für Knochen eines urweltlichen Riesenthiers erklärten.

Auf einer spätern Tafel sehen wir Karl den Großen im Feldlager.

„Keyser Carolus der grosse
Auf Lucern sein gunst ergosse.
Gab zum Preiß der dapfferkeit
Feld-harsch-hörner zu dem streit".

Dann folgt der Lindwurmtödter Strutt von Winkelried.

„Leuth und Vieh ein Wurm verschlinget,
Schad dem Land und schreckhen bringet,
Winckelried ihn zwar verderbt,
Aber gifft und Todt auch erbt".

Getreulich ist auch abgebildet, wie Konrad Baumgarten den Junker von Wolfenschiessen im Bade erschlägt.

„Ob dem Wald ein Vogt voll hitzen
Wollt zu sich ins Bad zu sitzen

Zwingen eine Frau, die glut
Löſcht ihr Mann mit deſſen blut".

Ein Nachtſtück, Luzern in Feuersbrunſt (1340), hat die Inſchrift:

„Holz-gebäu und enge gaſſen
Gar zu leichtlich feur auf faſſen,
Alſo ward Lucern beſtellt
Und mit Mancher Brunſt gequällt".

Den Sieg über die Armagnaken bei Buttisholz (1375) feiert ein Schlachtbild mit den Verſen:

Engelländer als Heüſchreckhen
Zahlreich, feindlich, 's Land bedecken,
Von der Noth Luzern bewegt,
Sie bei Buttisholtz erlegt".

Die Verleihung des Blutbanns an Luzern, ein wichtiges Ereigniß, iſt nicht unerwähnt geblieben:

„Ueber Leib und Blut und Leben
Hat Lucern das Recht gegeben
Wenceslau und Sigismund
Nach des Römiſch-Reichs g'ſatz-grund".

So geht es weiter mit Bildern und poetiſchen Ergüſſen über Begebenheiten aus der Kriegsgeſchichte und inneren Geſchichte des alten Luzern. Da die Brücke nun einmal fallen muß, denn „die Gegenwart hat Recht", werden ſich die Luzerner damit tröſten, daß dadurch ihre ruhmwürdige Geſchichte nicht verloren geht.

Digitized by Google

VII.

Solothurn.

In der alten Heimat war vor Jahren ein Engländer — fresh from England — an mich addreſſirt, der in aller Eile die Merkwürdigkeiten Kiels ſehen wollte, denn bis zu der Abfahrt des Dampfſchiffes nach Copenhagen waren nur drei Stunden, in denen auch noch dinirt werden mußte. Wohl hatte Kiel außer der wunderſchönen Lage am „ſchiffbaren Buſen der Oſtſee“ ſeine Merkwürdigkeiten, aber dieſe exiſtirten nicht für das Auge des Engländers, nemlich eine Reihe alter origineller Herren, die ſo ſehr zur Phyſiognomie Kiels gehörten, daß ich mir die alte liebe Stadt ohne dieſelben nicht denken kann. Ein Theil derſelben wanderte gleich nach Mittag auf der „academiſchen Laufbahn“ nach Düſternbrok zum Café und eifrigem Dominoſpiel, es war die Geſellſchaft Nr. 1. Zu dieſer Stammgaſtgeſellſchaft gehörte der alte Jctus, deſſen letzter Schüler ich buchſtäblich geweſen bin. Seine claſſiſchen Vorleſungen über Gellius' attiſche Nächte mußte er oft wegen zunehmender Kränklichkeit ausſetzen und als er eines Tages mich allein im Auditorium fand, reichte er mir die Hand und beſtieg den Katheder nicht mehr. Präcis um 3 Uhr ritt bedächtiglich über den Markt in die däniſche Straße ein ſtattlicher Mann, wegen ſeiner Regelmäßigkeit von den Bewohnern dieſer Straße „Klock dre“ genannt, es war der Syndicus, der Mann mit dem unendlichen Wohlwollen für die junge Welt, die er in ſeinem gaſtlichen Hauſe zu ſehen

Digitized by Google

liebte. Aus einer anderen Gaſſe tritt mit blonder Kinderſchaar die impoſante Figur vom nordfrieſiſchen Schlage, der berühmte Juriſt, deſſen ich mit inniger Liebe gedenke. Sie ſind alle dahin — omnes composui.

Der Merkwürdigkeiten, welche mein Engländer ſehen wollte und konnte, waren nicht viele. Raſch beſchauten wir das Rathhaus, an dem wenig zu ſehen war, deſſen unterirdiſche Räume mir auch bekannter waren als das Oberhaus; das Taufbecken in der Nikolaikirche aus dem vierzehnten Jahrhundert wurde in Augenſchein genommen; es fehlte noch das neugegründete Muſeum nordiſcher Alterthümer, für welches ſich der Engländer am meiſten zu intereſſiren ſchien. Es war, wie ich vermuthete, verſchloſſen, aber ein reiſender Engländer weiß ſich zu helfen: er blickte durch's Schlüſſelloch — note it down, Mr. Pickwick — und notirte ſich, die Sammlung geſehen zu haben.

Bei dem haſtigen Reiſen auf der Eiſenbahn werden die meiſten Städte nur durch's Schlüſſelloch geſehen und ſie exiſtiren für die große Maſſe der Reiſenden nur in den Bahnhöfen. So iſt es in der Schweiz namentlich mit Olten, wo die Bahnzüge von allen Seiten zuſammentreffen und der Station das Bild des Ameiſengewimmels geben. Aber wie wenige ſehen ſich in Olten das wirkliche Olten an, und doch iſt es eine Stadt mit alter und neuer Geſchichte und ein gemüthliches Neſt dazu. Das Storchenneſt auf der Sängerhalle bei dem eidgenöſſiſchen Feſte 1860 war ſehr characteriſtiſch.

Olten, Hauptort der zwiſchen der Aare und dem Jura

Digitized by Google

gelegenen ehemaligen Landgrafschaft Buchsgau, hat einen bedeutenden Historiker geboren, Ildefons von Arx, der eine Geschichte des Buchsgau's verfaßte (1819), aber durch seine Geschichte des Cantons St. Gallen, dem Muster einer Spezialgeschichte, berühmter geworden und mit Justus Möser verglichen worden ist. Hervorragend ist in Olten die Familie Munzinger, welcher der bekannte Afrika-Reisende angehört. Ihr verdankt Olten die Weihe des Gesanges, sie besonders hat dort ein reges musikalisches Leben entwickelt und damit der kleinen Stadt den Stempel edler Gemüthlichkeit gegeben. Zu den merkwürdigsten Söhnen Oltens gehört aber Martin Disteli, origineller Künstler, genial-liederlich, seltsamer Oberst der Infanterie, von dem ultramontanen krötengiftigen „waldstätter Boten" dereinst als wahrer Antichrist geschildert. Es sind ihm viele Prädicate gegeben, denn er war vielseitig, darum konnte sein Leben nicht wie das eines ruhigen soliden Schweizerbürgers ablaufen, und er mußte den tugendsam-vernünftigen Menschen oft Anstoß geben. Vor einigen Jahren ist ihm von Meisterhand ein Denkmal gesetzt in einer biographischen Musterarbeit: „Martin Disteli. Ein Künstlerleben. Von Alfred Hartmann. Neujahrsblatt des solothurnischen Kunstvereins (1861)". Das darin über Disteli's jenenser Studienzeit — „so zu sagen" — Erzählte ließe sich vervollständigen, wenn man den Schilderungen alter Jenenser Glauben schenken darf, aber Wahrheit und Dichtung mag da, wie in jeder Heroengeschichte gemischt sein. Ich erzähle wie ich es vernommen habe.

Digitized by Google

Es war um das Jahr 1820 da Martin Disteli sich in Jena als Rechtsbeflissener einschreiben ließ, aber er fand keine Zeit sich der Rechte zu befleißigen, das schwarz-roth-goldene Leben der Burschenschaft zog ihn zu mächtig an und sein Talent zum Zeichnen, besonders zum Karrikaturzeichnen, fand in dem bewegten Jena ergiebigen Stoff. Die Menge passender Figuren aus der Studentenwelt genügte ihm aber leider nicht für seinen übermüthigen Stift, sondern eines Morgens fand man im Doppelbilde am schwarzen Brett zwei Professoren in sehr anstößiger Haltung, indem der Eine gierig nach einem Geldsack, der Andere nach einem Orden griff, und nicht nur waren es ordentliche Professoren, sondern ein geheimer Hofrath und ein geheimer Kirchenrath. Ein „Disteli fecit" stand zwar nicht darunter, aber über den Autor war niemand in Zweifel und Disteli wurde in den Schatten gesetzt. Die Sache kam zu Göthe's Ohren und durch ihn zur Kunde des edlen Fürsten Karl August, der sich als Rector magnificentissimus der Universität berufen fühlte den langen Deliberationen des akademischen Senates über die exemplarische Bestrafung der Frevelthat ein Ende zu machen, aber nicht um Cabinetsjustiz auszuüben, sondern in aller Form Rechtens. Nachdem er den Präsidentenstuhl im akademischen Senate eingenommen hatte, betrachtete er sich das fatale Bild und fragte den geheimen Hofrath wie den geheimen Kirchenrath, ob sie sich auf demselben getroffen sähen. Als beide dies verneinten, erklärte der weise Fürst, dann fehle ja

Digitized by Google

der Thatbeſtand der Ehrenkränkung und der junge Mann habe wohl das Disciplinarvergehen, darin beſtehend, daß er es gewagt, eine ſeiner Kunſtproductionen am ſchwarzen Brett zu publiciren, genugſam gebüßt. Der ſofortigen Freilaſſung Diſteli's ſchien nun nichts mehr im Wege zu ſtehen, aber — o Gräuel! — da meldete der Oberpedell, die erſt vor Kurzem neu übertünchten Karzerwände ſeien von dem Gefangenen mit furchtbaren Bildern ganz bemalt worden. Das Genie leiſtet mit kleinen Mitteln Großes und Diſteli hatte ſelbſt im Karzer einen Malerapparat zu Stande gebracht: das Dintenfaß diente ihm als Palette, der Bart einer Schreibfeder als Pinſel und mit dem Meſſer hatte er die Lichter in den Kalk radirt. Ein großes Bild „der Raub der Sabinerinnen" nahm eine Wand ein: ehrwürdige Docenten der Univerſität und Schankmädchen von Lichtenhain, Ziegenhain und aus den Studentenkneipen der Stadt waren in reſpectwidrige Gruppen gebracht. Gegenſtand eines anderen Bildes war „Marius auf den Trümmern von Karthago": ein bemooſtes Haupt- ſtoiſch ſeine Pfeife rauchend über einem Haufen von zerbrochenen Flaſchen und zertrümmerten Bierkrügen. Dazu einige kleinere Bilder und Arabesken verſchiedener Art. Der Fürſt, welcher im erſten Caſus das Recht gefunden hatte, wußte auch die Schwierigkeit des zweiten Caſus zu löſen, er decretirte: Kunſtwerth ſei den Freskogemälden nicht abzuſprechen, aber das Karzer ſei kein Kunſtmuſeum, man möge daher ein anderes Zimmer für den akademiſchen Straf- und Beſſe-

Digitized by Google

rungszweck wählen, jenes Zimmer aber, so wie es sei, conserviren und zum Nutzen der gereiften Jünglinge verwenden, die nach beendigtem mündlichen Doctorexamen vom Decan gebeten würden bis zur Schlußnahme der Facultät über Sein oder Nichtsein auf kurze Zeit abzutreten; für diese Minuten des Hangens und Bangens sei das Zimmer ganz geeignet als Diversion zu dienen. So geschah es und noch jetzt ist das Zimmer mit seinen Wandgemälden zu sehen, die aber ihre Frische längst verloren haben.

Disteli war nun wieder ein freier Mann, aber sein Leben war so wenig correct, daß er bald wieder den akademischen Gesetzen verfiel und sein Abschied von Jena scheint ein unfreiwilliger gewesen zu sein. Man erzählt sogar von einem Relegations-Patent, welches der „Geheime Hofrath", der Meister in classischer Latinität, mit besonders feinen Wendungen ausgefeilt habe. Disteli ging nicht geraden Wegs zu seinen Bergen zurück, sondern wünschte vorher das Meer zu sehen und kam bis nach Rügen. Sein Biograph schildert in wenig kräftigen Zügen diese Reise: „Einen schlechten Flaus am Leibe, ein Paar Groschen in der Tasche, eine Rolle Papier in der Hand, — ohne Paß und ohne Tornister — soll Disteli eines frühen Morgens der Universitätsstadt Jena den Rücken gewandt haben. Diese Situation hat er später launig genug zu einem seiner Heuschreckenbilder benutzt, auf welchem zu sehen, wie die Polizei in Gestalt eines großen Hirschkäfers auf die weltverbesserungssüchtigen grünen Geheimbündler fahndet, die sich glücklich

Digitized by Google

schätzen, wenn ihnen gelingt, mit leichtestem Gepäck und mit Hülfe ihrer langen Beine die fernen freien Berge zu erreichen. — Dieser Feldzug gegen die Polizei eines vollen Dutzend deutscher Bundesstaaten muß für unsern Disteli, dem sein Leben lang nichts so sehr verhaßt war als Polizeizwang, ein rechtes Seelengaudium gewesen sein."

Was sollte nun aber Disteli, der statt des Diploms eines Doctor utriusque juris nur das Relegationspatent heimbrachte, oder vielmehr dieses schon vorfand, als er nach seinem Kreuzzuge in Olten anlangte, in der Heimath anfangen? Er hatte zwar mit Virtuosität „Männekens" gezeichnet, war aber doch nur Dilettant in der Kunst. Sie mußte ihm dennoch für das Leben dienen, denn sein einst wohlhabender Vater war in totalen Vermögensverfall gerathen. Er mußte „sprechend ähnliche" Portraits malen, die ihm selbst freilich oft als Karrikaturen erscheinen mochten, so daß er sich in dem alten Genre bewegte, „Bilder von Gevatter Schneider und Handschuhmacher, von Handwerksgesellen und Handelslehrlingen mit hohen Rockkragen, gelb gestreiften Westen, und sauber über die Stirn hinuntergekämmten Haaren, wohlfeile Arbeit in Wasserfarben hingepinselt, in welchem zwar der Kenner die geniale Hand entdecken mag, die sich zu solcher Taglöhnerarbeit hergegeben, welche aber vom Besteller eben so schlecht bezahlt, als vom improvisirten Portraitmaler leicht hingeworfen wurden." Selbst Wirthshaus- und Krämerschilde malte er, wenn

Digitized by Google

die Lebensnoth groß war, aber der Künstler ging dabei nicht unter. Davon zeugen seine Schlachtenbilder und mehr noch seine Thierbilder, zu denen er in Beobachtung der „Heimlichkeit der Thierwelt“ — der vie privée des animaux — sorgsame Vorstudien gemacht hatte. Der Anfang seiner Illustrationen des Reineke Fuchs zeigt den Meister, der im Stande gewesen wäre, den derberen plattdeutschen Reineke Vos in Scene zu setzen, während Kaulbach's feine Bilder der hochdeutschen hexametrischen Umarbeitung Göthe's homogen sind. Eine besondere Freude hatte Disteli an den raschen langbeinigen Creaturen, den Hasen und Heuschrecken. Heuschrecks Leben hat er in einen Bildercyklus voll Satire geformt und seine Vorliebe für diese Thiergattung ging so weit, daß er Heuschrecken mit und ohne Pfeffer und Salz verspeiste.

„Leben heißt Krieg führen!“ war Disteli's Motto. Der schweizerische Bilderkalender, kurzweg Disteli-Kalender genannt, war von 1839 bis zu Disteli's Tode, 1844, mit seiner kühnen Satire geliebt und gehaßt.

„Er hat sie drangsalirt und scharf gegeißelt, die faulen Bäuche und die krummen Rücken“, sagte Gottfried Keller in seinem Nachruf.

Wer nach Solothurn kommt, kann sich durch Anschauen des „Disteli-Album“, in zwei Folianten, auf dem kleinen Museum des solothurnschen Kunstvereins aufbewahrt, einen großen Genuß verschaffen. Die Originale seiner Heuschreckenbilder sind vielleicht das Werthvollste in der Sammlung, aber auch Disteli mit dem Schnauz

Digitized by Google

als Apollo und vieles Andere läßt in ein merkwürdiges Künstlerleben hineinschauen.

Disteli war auch Soldat und ein ganzer Soldat, nur daß er nicht gern Ordre parirte, wenn Kamaschendienst verlangt wurde. Er brachte es in seiner heimathlichen Armee bis zum Obersten und wenn er einmal vorschriftswidrig sein Bataillon statt durch das Thal über den Weißenstein führte und ohne die Grenzen zu beachten mit Sang und Klang durch berner Gebiet zog, so liebten ihn die Soldaten trotz der Anstrengung um so mehr. Im Herbst 1832, als wegen des Bürgers von Salenstein, des Prinzen Louis Napoleon, ein Krieg mit Frankreich drohte, war auch Disteli mit seinem Bataillon an die Grenze beordert und freute sich der bevorstehenden Actionen, so daß er dem ersten seiner Soldaten, der ihm ein paar rothe Hosen als Trophäe bringen werde, einen Louisd'or versprach.

Disteli starb am 13. März 1844 in Solothurn, aber der Ort, wo seine Wiege gestanden hatte, wollte ihm auch das letzte Ruhebett geben. Ein Granitstein mit der Inschrift „Martin Disteli" bezeichnet auf dem Kirchhofe von Olten sein Grab.

Solothurn, die Hauptstadt des gleichnamigen Cantons, ist eine recht alte Stadt, aber poetische Licenz hat den alten Thurm am Marktplatze (Zeitglockenthurm) mit der Inschrift versehen:

Digitized by Google

„Dieſer Thurn gebawen ward ohn gfahr
Vor Chriſti Geburt fünff halb hundert Jahr".

Der Thurm iſt ohne Zweifel burgundiſch, während die an mehreren Stellen ſichtbaren Ueberreſte der ſtarken Mauern des römiſchen Caſtrum und lateiniſche Lapidar-Inſchriften auf eine ältere Zeit zurückführen. Wie alt auch die Stadt ſein mag, macht ſie einen durchaus freundlichen Eindruck und wenn man ſich auf den geräumigen Plätzen umſchaut, könnte man Solothurn für eine recht große Stadt halten, obgleich ſie nicht 6000 Einwohner hat.

Die mittelalterliche Geſchichte Solothurns iſt mit der Geſchichte Berns eng verflochten, denn am Ende des dreizehnten Jahrhunderts wurde der Bund der beiden Städte geſtiftet und in den Kämpfen gegen Oeſterreich und gegen den Adel, namentlich gegen die Grafen von Kyburg, ſtanden ſie in Freud und Leid bei einander. Als Solothurn 1318 von Herzog Leopold belagert wurde, der die Stadt wegen ihrer Anhänglichkeit an Ludwig den Bayer ſtrafen wollte, ſchickte Bern 300 Mann zu Hülfe und mit Stolz darf Solothurn auf dieſes Stück ſeiner Kriegsgeſchichte zurückblicken. Es kam wildes Wetter von den Bergen, der Regen ergoß ſich in Strömen und die Bäche, welche der Aare ſonſt ihr Kriſtallwaſſer zuführen, wälzten ſchlammige Fluthen herab, ſo daß der Fluß die ganze Kraft eines Bergſtroms entfeſſelte und die Brücke, welche der Herzog zur Verbindung der beiden Ufer hatte ſchlagen laſſen, fortzureißen drohte. Um das

Digitized by Google

nur für einen vorübergehenden Zweck gemachte, leichte aber ihm wichtige Bauwerk zu retten, befahl Leopold seinen Kriegsleuten schwere Steine darauf zu wälzen, aber mitten in der Arbeit brach die Brücke zusammen und die österreichischen Krieger stürzten in den Strom. Als das die Belagerten sahen, erhoben sie kein Freudengeschrei, sondern die Feindschaft vergessend lösten sie schnell ihre Schiffe ab und mit Lebensgefahr, aber solcher Fälle kundig, retteten sie viele der mit den Wellen ohnmächtig kämpfenden Feinde, führten die Geretteten in die Stadt, bewirtheten sie mit Speise und Trank und schickten sie alle dem Herzog zurück. Leopold, von diesem Edelmuth besiegt, hob die Belagerung, welche schon zehn Wochen gedauert hatte, auf und schenkte den Bürgern von Solothurn ein Banner, das noch im Münster aufbewahrt ist. Die Schweizer haben viele erbeutete Fahnen als Trophäen in ihren Kirchen, Rathhäusern und Zeughäusern aufgehängt und die Urenkel blicken stolz auf die verwitterten Zeugen des Kriegsmuthes ihrer Ahnen, das Friedensbanner der Solothurner sollte die Inschrift führen: Noblesse oblige!

Hell strahlt auch in der Geschichte Solothurns die That eines Mannes, der durch seine Entschlossenheit einen Bürgerkrieg verhinderte. Es ist der Schultheiß Nicolaus Wengi. Die Kirchenverbesserung hatte in der Stadt- und Landschaft eben so entschiedene Anhänger als Gegner gefunden und es kam (1529) dazu, daß die Regierung die Gemeinden einlud, sich darüber auszusprechen, ob sie bei

Digitized by Google

der alten Lehre beharren oder die Reformation wollten. Die Antworten auf dieſe Anfrage waren ſehr verſchieden. Von Keſtenholz, einem großen Kirchdorfe, wurde kurz geantwortet: „Mögen das alte Weſen wohl leiden“; ähnlich von Selzach: „Haben ſich gemeinlich erläutert, bei dem Alten zu bleiben, ſo lange ihnen Gott verleihe“. Nicht ſo entſchieden waren die Einwohner von Oeſingen, indem ſie erklärten: „Wollen mit meinen Herren halten, begehren jedoch dabei, die Prädicanten zuſammenzuthun und was das Beſſere ſein werde, wollen ſie annehmen.“ Eine andere Richtung ſchlug die Gemeinde von Aetingen ein: „Haben mit dem Mehre ihre Kirche geräumt und die Bilder verbrannt. Weil der Pfarrer zwei Meßgewande in ſein Haus getragen und die Meße nach dem Mandat nicht von ihm gethan, bitten ſie mit einem andern Prädicanten verſehen zu werden.“ Kienberg antwortete zuerſt: „Wollen die Meſſe nicht, die Bilder laſſen ſie ſtehen, ſelbe irren ſie nichts. Sie begehren einen Prieſter, der ihnen das Gotteswort verkünde, weil der Ihrige zu alt und ungeſchickt ſei;“ darauf entſchiedener: „Sind des Willens wie vormals, daß ſie die Meſſe nicht haben wollen, weder geſotten noch gebraten, und die Bilder wollen ſie auch wegthun.“ Auf eigenthümliche Weiſe wurde das liebliche Dorf Wieſen in der Nähe des Hauenſteins, in einem kleinen Hochthal am nördlichen Abhange der Frohburg gelegen, dem alten Glauben erhalten. Es handelte ſich darum, ob die Gemeinde ferner zur katholiſchen Kirche in Trimbach gehören oder in dem ſchon

Digitized by Google

reformirten Läufelfingen eingepfarrt werden ſollte. Nachdem der Prädicant von Läufelfingen ſeine Beredſamkeit aufgeboten und auch Neigung zum Uebertritt gefunden hatte, griff der katholiſch geſinnte Ammann der Gemeinde die Sache ſehr praktiſch an, indem er die Gemeinde einlud, ſich auszuſprechen, ob ſie noch ferner Kilbi haben wolle oder nicht, das ſei die Frage; wer die Kirchweih wolle, möge ihm nach Trimbach folgen und zwar ſolle es eine zweitägige Kilbi geben. Einen Geiger und Pfeifer hatte er in Bereitſchaft, und als er ſich unter Muſik in Bewegung ſetzte, zog die ganze Gemeinde ihm nach. So blieb Wieſen bei Trimbach und das muntere Völkchen nimmt bis zur Gegenwart das Recht in Anſpruch, eine Kirchweih von zwei Tagen und Nächten durchzutanzen.

In der Stadt Solothurn hatte nach der den Reformirten ſo ungünſtigen Schlacht bei Kappel (1531), in welcher Zwingli fiel, die katholiſche Partei das Uebergewicht und die Erfüllung des Verſprechens den Neugläubigen eine Kirche in der Stadt einzuräumen, wurde immer weiter hinausgeſchoben, ſo daß die Neugläubigen ſich entſchloſſen, ihr Recht mit Waffengewalt zu erkämpfen, ſich in die Vorſtadt zurückzogen und die Brücke abbrachen. Feindlich ſtanden ſich nun die Parteien an den beiden Seiten der Aare gegenüber, ſchon war eine Kanone der Katholiken abgefeuert worden, ohne zu ſchaden, als Schultheiß Wengi vor die Mündung der wiedergeladenen Kanone trat mit den Worten: „Lieben fromme Bürger,

Digitized by Google

ſo ihr willens ſin hinüber zu ſchießen, will ich der erſt Mann ſin, der umbkommen ſoll, betrachtet und erdauret die Sachen baß." Dieſe Worte des chriſtlichen Helden wirkten und es wurde kein Bürgerblut vergoſſen. So erzählt man, doch ganz richtig ſcheint dies nicht zu ſein, denn von demſelben Tage, dem 30. October 1533, wird als tragi-komiſches Intermezzo berichtet, daß ein Neugläubiger vom Bollwerk ſeiner Partei die jenſeitigen Katholiken mit der unanſtändigſten Geberde von der Welt verhöhnt habe, weshalb der lange Maître Jean, ein Diener des franzöſiſchen Geſandten und eifriger Katholik, zur Kanone geſprungen ſei und den Spötter vom Bollwerk herabgeſchoſſen habe. Eine Beglaubigung dieſer Thatſache wurde mir von dem gelehrteſten Alterthumsforſcher Solothurns an dem Vorſtadtthore gezeigt, da, wo die Reformirten ihren Standort gehabt haben. Dieſes Thor, einem Janus vergleichbar, hat an der Seite, welche der Stadt zugewendet iſt, ein in Stein gehauenes ordentliches Menſchenantlitz, an der Seite der Vorſtadt den unanſtändigen Revers des Geſichtes. Die Sache verdiente von einem Hiſtoriker oder Antiquar näher beleuchtet zu werden.

Der Wengiſtein, ein ſehr großer erratiſcher Block, in den ſauberen Anlagen bei der Stadt, iſt mit ſeiner Inſchrift das dauernde Denkmal des edlen Schultheißen. Ganz in der Nähe wird alljährlich am 22. Juli die Feier der Schlacht von Dornach (1199) begangen.

Solothurn hat neben manchen katholiſchen Kirchen und Kapellen auch eine reformirte Kirche und es iſt

Digitized by Google

durchaus nicht im Geiste der Bürgerschaft, wenn von Geistlichen alte kirchliche Controversen wieder aufgefrischt werden. Von den katholischen Kirchen ist der St. Ursusmünster oder die Domkirche, vom Architekten Pisoni im Florentiner Styl erbaut (1762—1773), eine wahre Zierde der Stadt, ein einheitlicher edler Bau, ohne Ueberladung und Gepränge. Von den Kapellen in der Nähe der Stadt scheint die Loretto-Kapelle im besonderen Ansehen zu stehen. Sie ist einer der vielen Ableger des berühmten italienischen Loretto, wohin die Engel im Jahre 1295 das Haus trugen, welches die Jungfrau Maria in Nazareth bewohnt hatte. Die Loretto-Kapelle bei Solothurn wurde 1649 von einem dortigen Patrizier Schwaller gestiftet, und daß sie auf demselben Glauben ruht, zeigt eine Inschrift derselben: „Eingang zu dem Kamin und Ohrt, wo Maria Jesum empfangen und Ihrem lieben Kindt gekocht hatt.“ In einer Nische der Kirche von Herrgottswald, einem Wallfahrtsorte am Fuße des Pilatus, wird sogar der Kessel gezeigt, in welchem, wie der Sigrist erklärt, Maria ihrem Kinde den ersten Brei gekocht hat. Wie dieser Kessel zu der besondern Kraft gekommen ist, Augenkrankheiten durch seine Berührung zu heilen, blieb mir unerklärt. Vermuthlich sind in jener Gegend diese Krankheiten häufig; denn die Kirche wählt ihre Heilmittel nach dem Bedürfnisse.

Von den Mönchsklöstern hat das Kapuzinerkloster an Frequenz nicht verloren, das Kloster der Franziskaner ist aber kürzlich eingegangen und der letzte Franziskaner,

Digitized by Google

ein gebildeter Mann, hat, nicht ganz mit freiem Willen, die Hallen seines Klosters verlassen und eine Privatwohnung beziehen müssen. Im vorigen Jahrhundert, als das Franziskanerkloster noch blühte, gab der Guardian desselben dem Maler Franz Michael Schwaller den Auftrag, den heiligen Franz von Assisi zu malen. Der Guardian der Kapuziner, die ebenfalls Francisci Nachfolger sind, suchte nun den Maler zu überreden, der Heilige müsse in einer braunen Kleidung erscheinen, während der Guardian der Franziskaner darauf bestand, Franciscus habe eine schwarze Kutte getragen. Der Maler, welcher es mit keiner Partei verderben wollte, erklärte endlich seinen Drängern, er habe einen Ausweg gefunden, mit dem beide Theile zufrieden sein würden, und da er schon etwas vom Disteli-Geist in sich hatte, malte er den Heiligen im Bette, neben welchem eine schwarze und eine braune Kutte hing und sagte: „Der heilige Mann wird schon wissen, wenn er aufsteht, welche Kutte er anlegen will." Von den Schwänken desselben Malers ist auch bekannt, daß, um das hohe Alter der Stadt Solothurn herauszustellen, er ein Bild der Stadt machte, auf deren Glacis Gott der Vater Adam und Eva erschafft, während Solothurns Bürger von den Ringmauern her zuschauen. Man sieht, der Humor, welcher in Disteli seinen Hauptrepräsentanten fand und in dem „Postheiri" oder den „illustrirten Blättern für Gegenwart, Oeffentlichkeit und Gefühl" sich fortwährend geltend macht, ist in Solothurn seit lange zu Hause und

Digitized by Google

um den gemüthlichen Humor frisch zu erhalten, haben die Solothurner auch von jeher für einen guten Trunk Sorge getragen, obgleich das Land weinarm ist. Die Stadt Solothurn entfaltet an festlichen Tagen einen Reichthum an kunstreich gearbeiteten alten Trinkgeschirren, besonders silbernen Kredenzpokalen von getriebener Arbeit, aber die trunkselige Vorzeit muß noch reicher daran gewesen sein, wenn man einem dortigen Sittenprediger glauben darf, der in seiner Schrift „vom Gesundheittrinken" meldet: „Heutigen Tages trinken die Weltkinder und Trinkhelden aus Schiffen, Windmühlen, Laternen, Sackpfeifen, Schreibezeugen, Büchsen, Stiefeln, Krummhörnern, Weintrauben, Gockelhähnen, Affen, Pfauen, Mönchen, Pfaffen, Nonnen, Bären, Löwen, Bauern, Hirschen, Schweinen, Käuzen, Schwänen, Straußen, Elendfüßen und anderen ungewöhnlichen Trinkgeschirren, die der Teufel erdacht hat, mit großem Mißfallen Gottes im Himmel."

Solothurn ist keine Residenzstadt, wenigstens giebt die bischöfliche Residenz dem Orte keinen residenzlichen Anstrich und es ist mir auch nicht vorgekommen, als ob die Solothurner viel Zeit zum Spazieren und Flanieren verwenden. Dennoch hat die Stadt in nächster Umgebung sehr hübsche Anlagen und sauber gehaltene Wege, was ich als eine liebenswürdige Rücksicht auf die fremden

Digitized by Google

Beſucher nehmen möchte, welche Zeit haben, ſich zu ergehen. Die nächſte freundliche Anlage iſt bei dem Wengiſtein und ſehr eigenthümlich iſt die Verena-Grotte, zu welcher man durch eine lange kühle, von einem Bache durchzogene Felsſchlucht, aber auf ebenem Wege gelangt. Faſt möchte man wünſchen, es hätte der fromme Sinn der Solothurner ſich begnügt, der h. Verena, die mit der thebaiſchen Legion aus Aegypten weit gewandert war und ſich in dieſer Grotte zur Ruhe ſetzte, am Schluſſe der ſich erweiternden Schlucht eine Kapelle zu bauen und von der Ueberladung mit anderen Repräſentationen des Cultus, die nicht eben Kunſtwerke genannt werden können, zu abſtrahiren. Bei der Kapelle iſt noch eine Einſiedelei, aber jetzt nicht von einer heiligen Jungfrau bewohnt, ſondern von einem Eremiten, der ſeines Zeichens ein — Knopfmacher iſt, auch gar nicht dem Verkehr mit der ſündhaften Welt entſagt hat. Die Zeit für Einſiedler iſt vorüber.

Hoch vom Jura ladet der ſchon ſeit langer Zeit berühmte Kurort Weißenſtein (3950') zum Beſuche ein. Man kann auf einem bequemen Fahrwege und einem kürzeren Fußwege hinauf gelangen, auf dem letzteren in weniger als drei Stunden, wenn nicht die fürſorglich an vielen Punkten angebrachten Bänke oft zum Ausruhen einladen. Das Panorama da droben iſt einzig in ſeiner Art, ſehr verſchieden von dem Diorama des Rigi: man kann die Schneeberge vom appenzeller Säntis bis zum Montblanc muſtern, aber es ſteht nur

Digitized by Google

ſelten die ganze lange Reihe in voller Klarheit da. Obgleich ich an einem ſchönen Herbſttage hinauf pilgerte, verdeckte ein leichter Nebel die Berge rechts und links und nur die Jungfrau und der Mönch mit ihren berner Nachbarrieſen traten hervor. Aber auch der Blick in die weite Thalgegend, auf Solothurn, auf die durch eine fruchtbare Ebene ſich ſchlängelnde Aare und das Emmenthal und weiter rechts auf die drei Seen von Biel, Murten und Neuenburg iſt ſehr belohnend. Ich tröſtete mich um ſo leichter darüber, daß nicht die ganze Möglichkeit der Pracht des Panoramas ſich mir enthüllte, da ich in dem ſchön eingerichteten Kurhauſe in eine Geſellſchaft lieber, gemüthlicher Menſchen kam. Wir waren alle gleich aufgelegt, es uns dort wohl ſein zu laſſen und der gemeinſchaftliche Gang nach der Röthe, einem reichlich eine halbe Stunde vom Kurhauſe entfernten, Felsvorſprunge über einem prächtigen Thale, wird mir unvergeßlich ſein. Die ſinnige, junge Frau von Bern und der feurige, junge Burgunder, der bald Purzelbäume machte, bald Kriegslieder zum Ruhme der rothen Hoſen ſang und auf der lichten Höhe des Weißenſteins auch die Marſeillaiſe anſtimmen durfte, ohne polizeireif zu werden, — es waren ſehr verſchiedenartige Menſchen zuſammengekommen, aber die gemeinſame Bergluft, welche wir athmeten, wirkte eine vollkommene Harmonie.

Digitized by Google

Inhalt.

—o—

	Seite
1. Das Wäggithal	1
2. Schwyz	26
3. Gersau, der kleinste Freistaat	65
4. Der Seelisberg und das Isenthal	86
5. Uri	109
6. Luzern	164
7. Solothurn	191

Digitized by Google

Im Verlage der **Roßberg**'schen Buchhandlung erschien im vorigen Jahre das erste Bändchen des vorliegenden Werkchens:

Culturhistorische Bilder

aus der Schweiz

von

Eduard Osenbrüggen,

Professor in Zürich.

12 Bogen. In eleganter Ausstattung. $^3/_4$ Thlr.

Die Verlagshandlung überhebt sich der weitern Anpreisung des obigen Werkchens, als demselben die vollste Anerkennung Seiten des größern Publikums wie der unparteiischen Kritik in hohem Maße längst geworden ist. Was letztere betrifft, so mögen nur einige Stellen aus einer jüngst erschienenen Beurtheilung hier ihren Platz finden.

„Den Wanderstab in der Hand, in heiterer Ferienstimmung durchpilgert der Verfasser nun eben dasselbe von ihm wissenschaftlich durchforschte Rechtsgebiet durch Berg und Thal, vom appenzeller Ländlein bis ins bündnerische Davos, von der frischen Brandstätte zu Glarus bis zu Huttens verschollener Grabstätte auf der Ufnau, vom Stachelberger Bad bis zum Grimselhospiz. Allein er reist nicht um zu reisen und zu speisen, obschon er keineswegs zu den Entsagenden zu zählen ist, nicht um die Gewohnheitswege noch einmal mit bekannter Touristengeduld breit zu treten, nicht um mit eigenem Geld und der Führer Lebensgefahr neue Gemsenwege zu entdecken. Er läßt die Leute mit ihrem Bädeker oder Murray den obligaten Curs- und Curorten zuschlendern, seine selbstgewählten Pfade führen ins Herz des Volks, er geht derjenigen Urtheils- und Denkweise nach, die hier zu Lande aus alten Rechtsgewohnheiten stammt, die aus dauerhaft gebliebenen Satzungen entsprungen und des Menschen zweite Natur geworden ist. Dies sind allerdings noch wenig betretene Pfade, und lehrreich nicht bloß,

Digitized by Google

überraschend schön sogar wird es sein, dem Wanderer dabei zu folgen, der auch hier öfter ein Entdecker als ein bloßer Betrachter ist." . . .

„Mit Recht benennt der Verfasser sein Buch „Bilder"; es ist ein juristisches kleines Bilderbuch. Seine persönlich gemachten Erlebnisse, die Gespräche, vorübergehend in Bauernhäusern und Sennhütten angeknüpft, die kleinen Zeitversäumnisse und unfreiwilligen Rasten bei eingetretenem Unwetter auf einem Alpenpasse, dies alles dient zu einer Umrahmung, in welcher dem Leser die Fundstücke nur um so artiger und anmuthiger vorgezeigt werden können. So scheint z. B. eine Seefahrt nach Kehrsiten am Bürglenberg (S. 68) anfänglich keinen andern Zweck erfüllen zu sollen, als uns ein sonnig angelegtes Landschaftsbild vom Gestade des Vierwaldstättersees vor Augen zu stellen. Aber bald nimmt den Mittelpunkt des Gemäldes ein unglückliches Liebespaar ein. In dem einsamen kleinen Dörflein Kehrsiten, wo noch nicht einmal ein Hufschmied, geschweige ein Wirthshaus vorhanden ist, betreffen wir zwei tiefverstoßene gute Herzen, bemitleidenswerthe Opfer jener Geldheirathen, die in diesem verlorenen Winkelchen mit demselben Raffinement und bis zu denselben Romanzielen durchintriguirt werden, wie nur je in Großstädten geschieht. Diese Erzählung bleibt nur Skizze, kaum sechs Seiten haltend; mancher Autor hätte wohl ein mächtiges Kapitel oder eine ganze Novelle darüber entwickelt, der Stoff wenigstens reicht zu. Aber diese wohl berechnete Zurückhaltung des Erzählers, sein Abbrechen mitten im Leid der zwei sich Wiederfindenden und mitten im Goldschimmer der abendlichen Seelandschaft verfehlt eine noch tiefere Wirkung auf das Gefühl des Lesers nicht." . . .

. . . „Der Verfasser ist kein Alterthümler, er galvanisirt nicht Mumien. Freilich ist er auch kein Dichter, aber ein poetischer Sinn leitet seinen Plan und giebt seiner Arbeit die Seele. Wenn er das Thatsächliche der Rechtsgeschichte mit Phantasie schreibt, so thut er es in dem Sinne von Jakob Grimm, der es längst und mit Nachdruck aussprach, weder seine Rechtsalterthümer, noch seine Grammatik ohne Phantasie geschrieben zu haben."

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

M109804 DQ36 08

Osenbrüggen, E.
Neue cultur-
historische bilder aus
der Schweiz.

M109804

DQ 36
O 8

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google